

der Kisten am 18. zu Sababurg geschehen sein muß. Den Ausgang der Schlacht bei Jena kann man in Kassel vor dem 15. oder 16. nicht gewußt haben. Die Verpackung des Silbergeräthes in die vielen Kisten, der Transport nach Karlsbafen und die Verhandlung mit den Schiffen hat doch gewiß mehr als 3 bis 4 Tage Zeit erfordert, es läßt sich also schließen, daß man vor der Schlacht bei Jena den Entschluß zur Entfernung des Silbergeräthes an einen sicheren Ort gefaßt hatte, des Schutzes der Neutralität Hessens sich also doch nicht gewiß gefühlt haben kann. Und dennoch sind keine Veranstaltungen getroffen worden, die werthvollen Gegenstände zur rechten Zeit zur Seite zu schaffen.

XI.

Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen.

Von C. Müllhause.

V o r w o r t.

Die Sage gibt jedem der drei großen altgermanischen Volksstämme einen bestimmten Gott oder Gottessohn zum Ahnherrn*). An der Spitze der Herminonen, von denen die Chatten einen Zweig bilden, steht Hermino, also eine Persönlichkeit, welche nach J. Grimm**) mit Wuodan zusammenfällt. Ein Sohn Wuodans ist Hadu, altfrankisch Chato, nordisch Hdr. Dieser Gott ist, wie sein Name und Mythos darthut, eine spezielle Personification

*) Tacitus Germania Cap. 2, S. 4.

**) Deutsche Mythologie 2. Ausg. S. 326.

des Krieges und wird demzufolge als blind gedacht. Indem sich nun die in Hessen zahlreich vorkommenden Hattenberge und Hattenbäche unter Hinzuziehung der an dieselben sich heftenden Sagen als dem Hadu geheiligte Stätten erweisen, und die aus den Hatten (Chatten) hervorgegangenen Hessen wegen ihres kriegerischen Muthes die blinden Hessen genannt werden, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Hessen zur Zeit des Götterglaubens als von Hadu abstammend gedacht wurden.

Weit mehr, als auf dem fern liegenden Gebiet der Göttersage, ist übrigens auf dem näherliegenden Gebiet der Heldensage das Andenken der blinden Hessen durch die Fürsorge des Altmeisters J. Grimm für alle Zeiten als gesichert zu betrachten (Gr., S. 846). Und so fühle ich mich, als blinder Hesse, schon aus Achtung vor der Sage gedrungen, am Grabe von Hessens staatlicher Selbstständigkeit, die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche meiner Landsleute zum Gegenstand einer besondern Besprechung zu machen und dadurch zur Pflege des fest am Alten hangenden Volksgeistes mein Scherflein beizutragen. In einem noch höheren Grade fordert aber die Achtung vor der Geschichte eine solche Pflege; denn die Geschichte belehrt uns, daß mit Ausnahme der Friesen die Hessen das einzige Volk gewesen, welches sich von der großen Völkerwanderung des Mittelalters nicht hat bewegen lassen, seinen alten Wohnsitz an irgend einer Stelle zu verändern oder einem der Wanderstämme zu gestatten, sich in seinem Gau niederzulassen. Machtlos brachen sich die hochgehenden Wogen des in der Tiefe aufgeregten Völkermeeres an seinen Bergen. Dem Inhaber von Hildskalf gleich*), saß es auf seinen grünen Matten und schaute ruhig zu, wie ein Volkstamm den andern vor sich hertrieb, um schließlich in einem fernem Lande seinen Untergang zu finden. Diesen histo-

*) Grafnagaldr. 10. Gylfaginning 9.

rischen Thatsachen zufolge hat sich nun aber auch der deutsche Volksgeist — und dieser ist es, welchen die Gegenwart pflegen muß, wenn anders nicht die Strömung der Zeit eine gefährliche Richtung einschlagen soll, — ausschließlich in Hessen rein und unvermischt erhalten; woraus sich weiter ergibt, daß auch die Gebräuche, wie sie in Hessen vorkommen, für die Culturgeschichte, besonders für die Mythologie, von weit höherem Werthe sind, als die der andern Volksstämme.

I.

Die Geburt eines Kindes und die Beglückwünschung desselben.

Hat der Storch ein Kind gebracht, so machen alsbald ausschließlich Frauen der Wöchnerin einen Besuch, um ihr und dem Kinde Glück zu wünschen. Well es aber möglich wäre, daß eine dieser Frauen eine Hexe sei und demzufolge in böser Absicht käme, so wird zu deren Abwehr eine Art und ein Besen in Kreuzesgestalt auf die Hausthürschwelle gelegt.

Vorstehendes Besuchen und Glückwünschen war bei unsern heidnischen Voreltern eine ernste religiöse Handlung, welche im Kornenglauben ihre höchste Ausbildung erhielt. Nach diesem Glauben zogen überirdische Frauen, namentlich die drei Nornen, Wurd, Verdandi und Skuld, im Lande umher und kehrten in den Häusern ein, wo soeben ein Kind geboren war. Der Zweck dieses Besuches war, das Schicksal zu verhängen und auszusprechen, was dem Kind begegnen sollte *). Den beiden ersten Nornen wird wohlwollende, der dritten üble Gesinnung zugeschrieben. Diese stammt aus dem Geschlecht der Riesen und Schwarzelben, aus welchem Grunde sie dann auch in den Sagen von schwarzem Aussehen ist **). Sie hat in einer unzähligen

*) Helgakvitha Hundingsbana, Grimm Mythologie 2. Aufl. S. 380.

***) Grimm a. a. D. S. 381. Manuhardt, germ. Mythen. Berlin, 1858.

Menge irdischer Frauen äußere Gestalt gewonnen und ist jetzt das, was man mit dem Wort „Hexe“ zu bezeichnen pflegt. Daher die Redensart „Schwarze“, „Satansche“, „verdammte Hexe“ *).

Der unnachlässigste Bekämpfer der Riesen und Schwarzelben = Brut war der menschenfreundliche Donar. Die Bestimmung dieses Gottes, welcher dem Gewitter vorstand und den Storch als Diener hatte, bestand unter anderm darin, die Ehen der Menschen mit Kindern zu segnen und die Familien derselben gegen die menschenfeindlichen Riesen und Schwarzelben zu schützen. Letzteres that er mittelst seines Mißnirs, an dessen Stelle nicht nur die Art, sondern auch der Besen getreten ist **). Der Inhaber des Mißnirs scheint übrigens die Kinder, mit denen er die Menschen während eines Gewitters besenkte, als Opfer zurück verlangt zu haben. Wenigstens deutet hierauf nachstehende, durch ganz Oberhessen verbreitete, mit dem Glauben der Dseten übereinstimmende Sage ***):

„Es war einmal ein Bauer, der hatte ein Kind, welches während eines Gewitters geboren und deshalb bestimmt war, vom Blitz erschlagen zu werden. Um dieses Kind so lange als möglich seinem Schicksale zu entziehen, wurde es von den Eltern, so oft ein Gewitter heranzog, in den Keller gesteckt, wo es verharren mußte, bis der Himmel sich wieder aufgeheitert hatte. Eines Tages entstand nun ein so furchtbares Unwetter, wie man seit Menschengedenken keins erlebt hatte. Es verzog sich nicht, die Nacht kam, und das Wetter tobte fort, der Morgen erschien, es wich nicht. Als es acht Tage unter beständigem Blitzen und Donnern über dem unglücklichen Dorfe gestanden hatte, da kam man zur Ueberzeugung, daß entsetzliche Wetter gelte

*) Grimm a. a. D. S. 381, 387, 992 und 993.

***) Gylfaginning 21. Grimm a. a. D. S. 164
Peteresen, Der Donnerbesen. Kiel 1862.

****) Grimm a. a. D. 2. Aufl. S. 158.

dem Gewitterkinde; es wurde verlangt und mußte geopfert werden, wenn die Sonne wieder zum Vorschein kommen sollte. Die Eltern holten deshalb das Kind aus dem Keller, kleideten es weiß, puzten es wie eine Leiche und führten es auf den Hof unter den freien Himmel. Im nächsten Augenblick fiel ein Blitz und das unglückliche Geschöpf lag todt am Boden, das Gewitter aber war nach einigen Minuten verschwunden. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß vertheilten die Eltern jedes Jahr an dem Todestage ihres Kindes einen ganzen Backofen Brodes unter die Armen. Sie starben kinderlos, und Haus und Hof gingen in fremde Hände über. Der neue Eigentümer hatte jedoch nicht Lust, ferner soviel Brod zu spenden. Indes sah er sich bald gezwungen. Denn in der Nacht, welche auf den betreffenden Tag folgte, entstand ein so entsetzliches Getöse in seiner Wohnung, als wenn Alles umgeworfen und zertrümmert würde. In Folge dieser Begebenheit erhielten die Armen das Brod wieder."

II.

Das Zuckerwerk, welches die Kinder mit auf die Welt bringen.

Ein allgemeiner Brauch ist es, unter die Wickelschnur Zuckerwerk zu verstecken. Dieses wird dann denjenigen Kindern, welche noch an die mythologische Bestimmung des Storchs glauben, mit dem Bemerken verabreicht, das Kind habe es mitgebracht*).

Nach dem Glauben unserer heidnischen Voreltern waren die Seelen der Kinder schon vor der Geburt individuelle Wesen, die an einem wunderbar schönen Ort unter der Obhut der gütigen Frauwa, dieser Mutter Donars und heffischen Frau Holle, ein glückliches Dasein führten**)

*) S. Kinder- und Hausmärchen von Grimm 107.

***) Germ. Mythen von Mannhardt, Grimm a. a. O. S. 253.

Ob dieser Ort über oder unter der Erdoberfläche als vorhanden gedacht wurde, mag hier unerörtert bleiben, für die Oberwelt spricht nachstehendes, von den oberheffischen Kindern gesungenes Liedchen:

„Dimbam Glöckchen,
Da unten steht ein Stöckchen,
Da oben steht ein goldern Haus,
Da gucken viele schöne Kinder raus.“

Für die Unterwelt spricht dagegen die gewichtige Thatsache, daß die Kinder, wenn sie auf den Wasserspiegel eines Kindeborns oder Kinderteiches hinabschauen und die Bilder ihrer heitern Gesichter erblicken, in der Meinung stehen, sie hätten die Kinder vor Augen, die der Storch noch nicht aus dem Wasser herausgeholt habe. Wie schön übrigens die Wohnstätte der ungeborenen Kinder gedacht worden sein mag, geht aus dem Umstand hervor, daß allgemein geglaubt wird, die Kinder sähen, so lange sie noch kein Jahr alt geworden seien und innerhalb dieser Zeit noch in keinen Spiegel geblickt hätten, Alles für Gold an, was ihnen vor Augen komme.

III.

Die Taufe.

Die Taufe findet bei den Katholiken möglichst bald nach der Geburt, bei den Protestanten acht bis 14 Tage später statt. Wird sie außerhalb des Geburtshauses vorgenommen, so schreitet die Hebamme mit dem Kinde über jene beiden Geräthe hin, die zur Abwehr der Hexen auf die Hausthürschwelle gelegt werden. Der Pathe gibt dem Kinde einen von den Eltern gewünschten Namen und läßt dem Namen ein Geschenk folgen, welches mittelst der Wickelschnur an das Kind angebunden wird. Dieses Angebinde besteht bei wohlhabenden Familien in werthvollen Schaumünzen, und bei ärmern in gewöhnlichem Gelde.

Sowohl dieses, als jenes, wird für das Kind sorgfältig aufbewahrt und von Mannhardt mit dem Götterglauben in Verbindung gebracht*)

Nach der Taufe findet zunächst eine Beglückwünschung statt, alsdann folgt auf Rechnung des Paten ein Gastmahl, die sog. Tauf- oder Kinderkirchweih.

Ein ähnlicher Brauch bestand schon zur Zeit des Götterglaubens; nur war es der Vater selbst, welcher als Priester des Hauses im Namen der Götter eine Begießung mit Wasser**) vollzog und dem Namen ein Geschenk folgen ließ. Auch wurde diese Handlung unmittelbar nach der Geburt vorgenommen***).

Bei Einführung des Christenthums wurde die eigentliche Taufhandlung einem ordinirten Priester übertragen, die Namengebung verblieb nach wie vor dem Vater. Erst das 813 zu Mainz abgehaltene Concil führte die Stellvertretung ein, aus welchem Grunde noch jetzt der Pathe oder Gevatter (Mitvater) die Kosten des Tauffestes trägt. Bei diesem Fest geht es nicht selten „Blümchen blau“, zuweilen sogar „über den Besenstiel.“ Erstere Redensart findet ihre Erklärung darin, daß bei unsern heidnischen Voreltern das zuerstblühende Weizen zu einem Freudenfest Veranlassung gab†). Letzteres fußt darauf, daß noch jetzt im nördlichen Deutschland bei geeigneten Gelegenheiten ein Besen mit nach oben gefehrtem Stiel vor die Hausthüre gestellt zu werden pflegt. Dieses deutet an, daß Niemand unterdessen das Haus betreten soll††) Die Bezeichnung: „es geht Blümchen blau“, heißt demnach soviel wie, es geht lustig; sagt man hingegen: „es geht

*) Germanische Mythen, S. 699.

**) Grimm a. a. D. S. 559

***) Rigsmal 7, 18 und 31. Helgakvitha Sigrwardhsþonar 6, 7 und 8, Odins Runenlied 21.

†) Grimm a. a. D. S. 722.

††) Petersen, Donnerbesen S. 7.

über den Besenstiel“, so soll hiermit eine Ueberschreitung der Ordnung, ein strafbares Verfahren, angedeutet werden.

IV.

Die Fingernägel.

Sind die Fingernägel eines Kindes so lang gewachsen, daß sie gekürzt werden müssen, so geschieht dieses durch Abbeißen derselben. Die hinweggefallenen Stückchen werden, was auch bei dem Nägelschneiden der Erwachsenen geschieht, gesammelt und augenblicklich verbrannt. Dieser Brauch hängt höchst wahrscheinlich mit dem Mythos zusammen, der den Untergang der Welt schildert*). Kurz vor diesem Ereigniß wird nämlich das aus den Nägeln der Todten angefertigte Schiff Naglfar flott. Um nun den Bau des Schiffes, also den Weltuntergang zu verzögern, wird dringend empfohlen, den Todten die Nägel zu beschneiden**).

Der Umstand, daß es in Deutschland die Nägel der Lebendigen sind, die man durch Verbrennen den menschenfeindlichen Mächten entzieht, kann kein Bedenken erregen, indem die Mythen des Nordens zufolge ihres längern Bestandes manche Eigentümlichkeiten haben, die dem früher bekehrten Deutschland zu fehlen scheinen.

V.

Das Entwöhnen der Kinder.

Es ist Brauch, die Kinder in derjenigen Jahreszeit der Brust zu entwöhnen, in welcher die Rosen blühen, damit die betreffenden Menschen das Glück haben, ihre Wangen von dem Tage der Entwöhnung an bis an das Ende ihres Lebens mit Rosen geschmückt zu sehen. Fände die Entwöhnung in derjenigen Zeit statt, in welcher die Feldstoppeln offen sind, dann hätte der betreffende Mensch das

*) Wbluspá 40. 50.

**) Grimm a. a. D. S. 774 und Gylfaginning 51.

Unglück, Alles, was er erhaschen kann, zu verzehren, ohne davon gesättigt zu werden. Nicht viel besser ist derjenige Mensch daran, der nach der Entwöhnung aufs Neue an die Brust gelegt worden ist, denn von Allem, was er Andern in der besten Absicht Gutes wünscht, trifft das Gegentheil ein, es sei denn, daß er das Gesagte augenblicklich widerrufe.

Sollte bei unsern heidnischen Voreltern Etwas glücken, dann mußte es in einer Zeit geschehen, die den Göttern angenehm war, wie z. B. das Aussäen der Früchte zur Zeit des ersten Mondviertels und Vollmonds, das Einsammeln der Heilkräuter an denjenigen Tagen, an deren Stelle der grüne Donnerstag und der Christi- und Mariä-Himmelfahrtstag getreten sind, ferner die Berathungen des Volkes zur Zeit des Neumonds*). Wurde die betreffende Zeit nicht eingehalten, dann stand ein Mißlingen in sicherer Aussicht; daher die bekannten Unglückstage und diejenigen, welche durch Angänge als solche bezeichnet wurden**).

In der Rosenzeit, also in dem eigentlichen Sommer, triumphirten nun die Götter über die menschenfeindlichen Niesen und übten demzufolge eine unbestrittene Herrschaft in der Menschenwelt aus. Die Rose selbst war nach Simrod dem schönen und jugendlichen Donar, diesem speciellen Gott des Sommers, geweiht. In den sieben bis neun mythologischen Stoppel- oder Wintermonaten wurde dagegen den Göttern jene Herrschaft theils streitig gemacht, theils gänzlich entzogen.

Was übrigens das Wiederanlegen an die Brust betrifft, so ist zwar ersichtlich, daß der betreffende Mensch dadurch eine mythologische Macht erlangt, allein aus welchem Grunde hat bis jetzt noch nicht ermittelt werden können.

*) Tac. Germ. 11.

***) Sigurdharkvidha II. 19 und 20.

VI.

Das Zähnen.

Ist Aussicht vorhanden, daß das Kind demnächst die ersten Zähne bekommt, so werden die sogenannten Bälle (Zahnladen) seitens der Mutter mit drei besonders dazu bestimmten Weckbrocken stillschweigend bestrichen. Diese Brocken sind die Reste eines Mahles, welches die Mutter einnahm, als sie an ihrem Hochzeitstag in die neue Wohnung einzog. Sobald nämlich der Brautwagen vor dem Haus des Bräutigams ankommt, wird der Braut ein gefülltes Glas Schnaps und ein sogenanntes Milchbrod gereicht. Von ersterem thut sie ein Schlückchen und beißt von letzterem drei Mundvoll ab. Alsdann wirft sie das Glas und das Milchbrod rücklings über den Kopf zur Erde und hebt die abgebissenen Brocken zu vorstehendem Zweck in einem neuen Gefäß auf.

Anderwärts werden die Bälle mit einem frisch gelegten Hühnerrei bestrichen, worauf das Ei gesotten oder gebacken vom Kinde verzehrt werden muß. Wieder anderwärts schneidet die Mutter einem schwarzen Hahn, an welchem nicht eine farbige Feder ist, den Kamm stillschweigend ab und reibt mit der abgeschnittenen, blutigen Seite dem Kinde dreimal stillschweigend die Bälle.

Auch geht die Mutter einem Manne, der in ihr Haus einkehren will, aber das Kind vorher noch nicht gesehen hat, stillschweigend mit dem Kinde bis in die Hausthür entgegen und gibt ihm ein Geldstück. Der Mann reibt alsdann mit dem Gelde dem Kinde dreimal stillschweigend die Bälle, worauf er sich wieder entfernt, um das Geld, wie erforderlich ist, alsbald zu vertrinken.

Unverkennbar sind diese Gebräuche Ueberbleibsel eines Bittopfers, welches man denjenigen Wesen brachte, von deren Gunst oder Ungunst das Zähnen der Kinder abhängend gedacht wurde.*)

*) Grimm a. a. O. S. 52.

VII.

Der erste Zahn.

Wenn ein Kind den ersten Zahn bekommt, so wird entweder es selbst oder eine arme, alte Frau mit irgend Etwas beschenkt. An einigen Orten wird das Geschenk demjenigen zu Theil, der den Zahn zuerst sieht. Dieser Brauch dürfte zur Aufhellung des bis jetzt unerklärten Mythos dienen, daß im Anfang der Zeiten Alfheim dem Freyr als Zahngebilde geschenkt wird. *)

VIII.

Das Wechseln der Zähne.

Wechselt das Kind die ersten oder sog. Milchzähne, so muß es mit jedem, der ihm ausfällt, vor ein Mausloch gehen und sagen: „Mäuschen, hier habe ich einen hölzernen Zahn, gib mir dafür einen knöchernen.“ Beim dritten Mal muß der Zahn rücklings über den Kopf in das Mausloch geworfen werden.

Die Mäuse sind hier an die Stelle der Schwarzelben getreten, welche Alles schmieden, was die Natur hervorbringt. Selbst das Getreide geht aus ihrer unterirdischen Werkstatt hervor. **)

Das Rücklingswerfen ist ebenfalls ein heidnischer Opferbrauch und mag aus der Scheu entstanden sein, der unsichtbar nahenden Gottheit ins Gesicht zu schauen. ***)

IX.

Das Vertreiben der Zahnschmerzen.

Entstehen Zahnschmerzen, so nimmt der Patient ein zugespitztes Holz und bohrt so lange in dem schadhafte

*) Grimmsmal 5.

**) Lokis Wette mit den Zwergen, Grim m a. a. D. S. 413, 415, 416, 41 8.

***) Das. S. 361.

Zahn, bis das Holz vom Blute gefärbt ist. Mit diesem Holz muß sich derselbe vor Sonnenaufgang schweigend, nüchtern und rückwärtsgehend einem fließenden Wasser nahen und das Holz unter den Worten: „im Namen des Waters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ über den Kopf hin in das Wasser werfen.

Es ist ersichtlich, daß wir hier abermals ein Opfer vor uns haben, welches den in den Gewässern wohnenden elbischen Wesen, genannt Nixen, gebracht wird. *)

X.

Der Steinmann und Sandmann.

Wenn sich die Kinder des Abends spät auf der Gasse umhertreiben, so droht man ihnen mit dem Steinmann. Dieses Wesen wirft die Kinder mit Steinen und sucht sie zu erhaschen, um sie auf die eine oder andere Weise zu ängstigen.

Wollen die Kinder des Abends nicht zu Bette gehen, so droht man mit dem Sandmann. Dieses Wesen wirft den Kindern Sand in die Augen. Auch setzt es sich auf die Lider, bis sie zufallen, oder beißt so lange in die Augen, bis sie sich schließen.

Gedachte Wesen gehören ebenfalls zu den Elben, jedoch zu denjenigen, die, sobald es Nacht wird, auf den Gassen und in den Häusern ihr Anwesen treiben **).

Werden die Kinder schläfrig, so sagen sie: „Der Schlaf kommt mir in die Augen,“ oder: „der Schlaf drückt mir die Augenlider zu.“ Hiernach ist der Schlaf selbst ein handelndes Wesen, welches, weil es unsichtbar in den Häusern umhergeht, den Elben zugezählt werden muß.

Der Schlaf wird dadurch herbeigelockt, daß man sich einen Schlafapfel (Bedegua) unter das Kopfkissen legt. Dieser Apfel entsteht an Rosenstöcken, und diese waren, nach

*) Grimm a. a. D. S. 459 und 461.

**) Das. S. 476, 481.

Simrock, dem mit den Elben in Verbindung stehenden Donar geweiht. *)

XI.

Das Hasenbrod.

Ist man über Feld gewesen, so gibt man den Kindern, so lange sie noch an das Hasenbrod glauben, den Rest des mitgenommenen Frühstückes oder Unternbrodes mit dem Bemerkten, man habe es von einem Hasen erhalten, um es für die Kinder mit nach Haus zu nehmen.

Der Hase ist, worauf wir später zurückkommen werden, ein Stellvertreter Donars, welcher als Spender aller Lebensbedürfnisse, besonders des Brodes, und als Freund artiger Kinder angesehen wurde.

XII.

Das Pfeifenmachen.

Ist der Saft in den Bäumen soweit aufwärts gestiegen, daß sich die Rinde der Zweige leicht ablöst, und dieses ist am Frühsten bei der Sahlweide der Fall, dann ziehen die Kinder hinaus in's Freie, um sich Weiden zu holen und Pfeifen daraus zu machen. Bei dem Losklopfen der Rinde werden eigens dazu vorhandene Liedchen gesungen, weil es Glaube ist, daß nur dann die Pfeifen gerathen, wenn diese Liedchen gesungen werden. In einem dieser Liedchen heißt es:

„Ach Mutter, gib mir ein Sellerchen.
Was willst du mit dem Sellerchen?
Ein Nädelchen kaufen.
Was willst du mit dem Nädelchen?
Ein Beutelchen nähen.
Was willst du mit dem Beutelchen?
Steinchen lesen.
Was willst du mit den Steinchen?“

*) Grimm a. a. D. S. 488.

Ein Bggelchen werfen.
Was willst du mit dem Bggelchen?
Sieden, braten,
Daß mein Pfeifchen mag gut gerathen.

Die Sahl- oder Palmweide war wahrscheinlich deshalb, weil ihre Blüthenkätzchen die Ankunft des Sommers am Ersten verkündigen, dem Donar, dem Gott der schönen Jahreszeit, geweiht. Es geht dies daraus hervor, daß die blühenden Zweige derselben auf Palmarum, wenigstens in den katholischen Theilen Hessens, zu Zwecken geweiht werden, die nur auf Donar hinweisen. Die Zweige werden nämlich zur Abwehr schädlicher Wetter rings um die Getreidefelder gesteckt und gegen Krankheiten den Röhren in das Trinkwasser gelegt.

Läßt nun schon die ehemalige Heiligkeit der Weiden vermuthen, daß das Pfeifenmachen mit dem Götterglauben im Zusammenhang steht, so geht dieses unzweifelhaft theils aus dem Glauben hervor, daß die Pfeife nur dann gerathe, wenn beim Losklopfen der Rinde die betreffenden Liedchen gesungen werden, andertheils daraus, daß die angeführten, an Alliteration streifenden, Verse von einem Opfer sprechen, welches gebracht werden soll, um die bezügliche Macht zu bewegen, die Pfeife gerathen zu lassen.

Die Geräthe, welche beim Opfern benutzt wurden, durften, wie die Thiere, die geopfert werden sollten, noch keinen profanen Zwecken gedient haben *); daher das Klausen der Nadel und das Nähen des Beutels zur Ausnahme der Steine, mit denen der Vogel todtgeworfen werden soll.

Die geopfert Thiere wurden gesotten, niemals gebraten **). Wenn daher in jenen Versen außer Sieden auch noch vom Braten die Rede ist, so geschieht dieses sicher nur wegen des Reims.

Sehen wir uns nun nach der Gottheit um, welcher behufs des Pfeifenmachens ein Vogel geopfert werden soll,

*) Tacitus, Germ. 10. Grimm a. a. D. S. 44 und 48.

***) Das. S. 49.

so weisen die Steine ausschließlich auf den in der Weide verehrten Donar hin; denn nur in den Mythen und dem Cultus dieses Gottes kommen Steine vor*).

XIII.

Das Gedeihen der Kinder.

Nachdem die Hausfrau Abends vor dem ersten Mai an den Haus- und Stallthüren zur Abwehr der Hexen drei Kreuze gezeichnet und sich aus gleichem Grunde so eingerichtet hat, daß sie des folgenden Tages nicht zu leihen genöthigt ist, verläßt sie schon bei Tages Anbruch das Haus, um auf dem Felde Thau zu sammeln. Es geschieht dieses in der Weise, daß ein weißes Tuch über den jungen Klee oder das grüne Korn gezogen und alsdann ausgerungen wird. Mit diesem, in einer Flasche aufbewahrten Walpurgisthau werden die Kinder, wenn sie nicht recht wachsen wollen oder nicht recht gehen können, von Zeit zu Zeit gewaschen.

Fällt im Mat ein sog. Sonnenregen, d. h. regnet es leise, während die Sonne scheint, dann lassen sich die Kinder, um recht groß und stark zu werden, naß regnen. An manchen Orten flugen sie dabei:

„Matregen mach mich groß,
Bin so klein, wie ein Hühnelklos.“

In Betracht des Gesagten ist es beachtenswerth, daß die Marburger Siechenweiber, wenn es auf Walpurgis regnet, von jeher einen Schoppen Wein bekommen, weshalb sie eifrig beten, daß der Regen nicht ausbleiben möge.

Zwischen dem Sommer und Winter, oder, was dasselbe heißt, zwischen den Göttern und Riesen bestand ein endloser Kampf, welcher im Frühling zu Gunsten der Götter, im Herbst zu Gunsten der Riesen ausfiel. Das Siegeszeichen des Sommers, also der Götter, waren Maien**)

*) Thors und Frungirs Kampf nebst den Erläuterungen von Simrod.

***) Grimm a. a. O. S. 735 und 736.

weßhalb noch jetzt zu Pfingsten von den Frankenberger Schulknaben unter höchst kriegerischem Aufzug*) und im Beisein des Magistrates Maibäume aus dem Wald geholt und in den Kirchen aufgestellt werden. Die Bäume müssen Birken sein, weil sie, wie der Besen darthut**), dem speziellen Gott des Sommers, dem menschenfreundlichen Donar, geweiht waren. Dieser Gott war nun zugleich derjenige, welcher mittelst seines Mißnihrs (des Blitzes) die Schleusen des Himmels öffnete und durch den niederfallenden Regen, zu welchem auch der Thau gerechnet wird, Alles, was wachsen sollte, zum Gedeihen brachte. Auf Donar weisen auch jene Kreuze an den Thüren hin; denn das Kreuz ist wie die Art und der Besen, ein Sinnbild des Mißnihrs, mit welchem das Heer der Unholde verscheucht und Alles geweiht wurde, was der Weihe bedurfte***).

Der Umstand, daß vorerwähnte Gebräuche, zu denen einstens auch das Maiholen gehörte†), auf Walpurgis stattfinden, macht es ersichtlich, daß dieser Tag dem Donar geheiligt war. Hierfür sprechen ganz besonders die Sagen, die sich an die Walpurgisnacht heften, namentlich diejenigen, in denen der Teufel in Ziegenbocksgestalt Gericht und Hochzeit auf den Kreuzwegen hält; denn der Teufel ist vom Christenthum an Donar's Stelle gesetzt worden, und dieser wurde, weil er seinen Wagen von Ziegenböcken ziehen ließ, Böckgebieter genannt††).

XIV.

Das Pflücken der Heidelbeeren.

Wer im Vorkommer die Schwalmgegend bereift und auf das Thun und Treiben der Kinder daselbst Acht giebt, dem kann nachstehendes Liedchen nicht entgehen:

*) Vergl. Grimm S. 739. — **) Siehe oben S. 259.

***) Gr. S. 165 und 166. — †) Das. S. 737 und 738.

††) Gr. S. 45 u. 46. Hymistwida 20 u. 30. Hymistwida 23.

„Heirelbeeren ou Brombeeren,
Die woffe en dem Gorte,
Ach Motter, get ins Heirelbeern,
Me finn net länger worte.“

Indessen sieht man auch in anderen Gegenden den Heidelbeeren sehnfüchtig entgegen. Nur drückt sich dieses in keiner bestimmten Form aus, es sei denn, daß sich die Kinder im Beginn des Frühlings Körbchen anfertigen, welche sie mit Heidelbeeren zu füllen gedenken und deshalb auch Heidelbeerkörbchen heißen.

Ist endlich die Heidelbeerzeit erschienen, dann ziehen die Kinder bald in großen, bald in kleinen Schaaren singend und springend in den Wald, um ihre Körbchen zu füllen. Wie jedoch die Erwachsenen jede wichtige Tagesarbeit mit dem leise hergesagten Gebet: „Gott wall's“ (nach Grimm ist diese Formel mythologisch) beginnen, so eröffnen auch die Kinder das Pflücken der Heidelbeeren mit einer religiösen Handlung. Diese besteht zu Neustadt (Kreis Kirchhain) darin, daß ein Blumenstrauß nebst einem Stein in eine hohle Eiche niedergelegt wird mit dem Ausruf:

„Hier opfer ich dir ein Schippchen,
Opfer mir in mein Dippchen.“

Zu Wolferode (Kreis Kirchhain) findet derselbe Gebrauch statt, nur kommt hier der Stein nicht vor; dagegen muß der Strauß aus Kukuks- und Gänseblumen bestehen.

Zu Fossbach (Kreis Kirchhain) wird der Strauß mit einem rothen Bande an den Stamm einer alten Eiche oder Birke befestigt und die drei schönsten Beeren werden unter den Worten: „Gott wall's“, in die Höhle des Baumes gelegt. Hierauf wird der Baum eine Zeit lang singend umtanzt.

Zu Schwabendorf (Kreis Kirchhain) werden drei oder neun Beeren in die Höhlung eines Birnbaumes gelegt.

Zu Rosenthal (Kreis Frankenberg) werden neun Beeren in drei Theilen rücklings zu Boden geworfen.

Derselbe Brauch findet auch zu Treysa (Kreis Ziegenhain) statt. Es wird daselbst auch noch ein Knoten in eine Schmiele dicht unter die Rispe geknüpft.

Zu Langendorf (Kreis Kirchhain) werden die Beeren nebst einem Hölzchen, nachdem jedes Kind ein Loch in die Erde gegraben hat, in diese gelegt und mit dem ausgeschnittenen Rasenstück zugedeckt. Alsdann werden die Löcher, von denen sich eins dicht am anderen befindet, in sogenannter hunder Reihe eine Zeit lang singend umtanzt. Ein Mädchen bleibt außerhalb des Kreises stehen und stößt, nachdem sämtliche Kinder einmal vor ihm vorübergetanzt sind, eins der Mädchen so in den Rücken, daß es in die Arme des Knaben fällt, den es zum Liebsten hat oder zu haben wünscht. Hierauf tritt jenes Mädchen in den Kreis und die junge Braut nimmt seine Stelle ein. Der Tanz beginnt auf's Neue und dauert so lange, bis sich sämtliche Kinder paarweise vereinigt, d. h. sich als Schatzleute gezeigt haben.

Zu Dodenhausen (Kreis Frankenberg) werden die drei schönsten Beeren auf die Spitzen eines vor dem Walde befindlichen Dornstrauchs, welcher ein Schlehen- oder Kreuzdorn ist, gesteckt und ein Stein in den Strauch geworfen.

Alle die hier mitgetheilten Gebräuche werden an den bezüglichen Orten Behten genannt und mit einer gewissen Feierlichkeit ausgeübt. Indem nun der christliche Behten an die Stelle des heidnischen Opfers getreten ist*), und in dem Neustädter, an Alliteration streifenden Reim der aus dem Lateinischen stammende Ausdruck Opfer**) in deutschheidnischer Beziehung vorkommt, so ist klar, daß sich in den in Rede stehenden Gebräuchen heidnischer Gottesdienst erhalten hat***). Hierfür sprechen noch drei Umstände, nämlich erstens, daß die Erstlinge der Beeren in der Zahl drei und neun†) rücklings zu Boden geworfen

*) Grimm S. 37. — **) Daf. S. 31. — ***) Daf. S. 51.
†) Daf. S. 37 und 47.

werden*), zweitens, daß die Opferstätten im Walde vorhanden sind**) und theilweise in bekränzten Eichen und zahmen Fruchtbäumen bestehen***), drittens, daß diese Stätten von den Opfern in großer Anzahl†) singend umtanzt werden††).

Blicken wir uns nun nach der Gottheit um, der das Heidelbeeropfer gebracht wurde, so weisen erstens die Eichen und Birken, zweitens die Blumen, drittens das rothe Band, viertens der Stein, fünftens die Erdböcher, sechstens die auf eheliche Verbindung hinzuleitenden Spiele und siebentens die Kreuz- oder Schlehendörner auf Donar hin.

Zu 1. Die Eiche, dieser Niese des Waldes, war, besonders wenn sie der Blitz ausgehöhlt hatte, dem Stärksten der Götter, dem Donar geweiht†††). Auch die Birke stand mit dem Donarglauben im engsten Zusammenhang*†).

Zu 2. Als besonderem Gott der schönen Jahreszeit waren eine Menge Blumen und Kräuter dem Donar geweiht, weshalb nicht nur die ihm geweihten Bäume, sondern auch seine Stellvertreter mit Blumen geschmückt wurden**†). Unter diesen Blumen steht die rothblühende Orchis, diese Kuckuks- oder Kreuzblume, desgleichen die sogenannte Gänseblume in vorderster Reihe.

Zu 3. Donars Bart, der Blitz, war roth***†), aus welchem Grunde die rothe Farbe eine heilige war, und Alles, was sie trug, war dem Donar geweiht, z. B. das Rothkehlchen, das rothe Glühwürmchen und die rothe Messel.

Zu 4. Donar ist der einzige Gott, in dessen Mythos und Cultus Steine vorkommen. Sie werden zu dessen

*) Grimm S. 47. — **) Das. S. 59 und 614.

***) Das. S. 51. — †) Das. S. 31. — ††) Das. S. 51 und 615.

†††) Das. S. 63—64, 156—168. Mannhardt, germ. Mythen.

*†) S. u. 1 und 13. — **†) Das. S. 735.

***†) Das. S. 161.

Ehren auf dem Feld auf gelesen*) und, wie wir hinzufügen dürfen, an geweihter Stätte niedergelegt.

Zu 5. Donar, als der eingeborene Sohn der Förd (Erde**), ist der eigentliche Erdengott. Sein Hammer, mit welchem er selbst identificirt wird***), ruht während des Winters in der Erde†). Deshalb wird noch jetzt bei dem Begraben der Kirmeß eine menschenähnliche Puppe, welche Donar vorstellen soll und an jenes mit den Heidelbeeren begraben werdende Hölzchen erinnert, nebst einer Flasche Branntwein und einem Stück Kuchen in die Erde begraben. Es ist dieses namentlich zu Speckswinkel (Kreis Kirchhain) der Fall, wo man die betreffende Handlung unter einer Eiche vornimmt, welche im Steuerkataster daselbst als mit dem Götterglauben in Verbindung stehend erwähnt und vom Volk in großen Ehren gehalten wird.

Zu 6. Donar war der specielle Gott des Ehestandes††), weswegen er die auf eheliche Verbindung hinzuleitende Liebe junger Leute begünstigte.

Zu 7. Die Schlehe wird jetzt nur noch wenig genossen, war aber im 16. Jahrhundert ein erhebliches Nahrungsmittel armer Leute†††).

Ist es demnach sicher, daß die Schlehe zu dem wilden Obst gehört, von welchem Tacitus spricht*†), so ist es zugleich ausgemacht, daß der Schlehenstrauch (*Prunus spinosa*) dem Donar, als Beschützer der Obstzucht, geweiht war. Dasselbe ist, wie nachstehende Gebräuche unzweifelhaft darthun, mit dem Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica*) der Fall.

Um die Kühe im Stall vor Behegung zu schützen, wird Kreuzdorn in die vier Ecken und Fenster des Stalles besesigt.

*) Thors und Frungnirs Kampf nebst den Erklärungen von Uhlund und Simrod.

***) Gylfaginning 9. — ***) Grimm S. 166.

†) Erymskvida 9. — ††) Grimm S. 165.

†††) Kräuterbuch von D. Fragi. Straßburg 1539. S. 795.

*†) Germania 23.

Um einen mit Röhren bespannten Wagen gegen das sogenannte Festmachen zu schützen, werden in die Soche Nägel von Kreuzdornholz geschlagen, desgleichen wird, um sich bei dem Buttern gegen Behezung zu sichern, der Butterstempel aus dem Holz des Kreuzdornes gemacht.

In vorerwähntem Kräuterbuch, Seite 767, heißt es: „Die Alten haben gemeint, wann sie die Aefflein von diesem Baum (Kreuzdorn) über die Fenster und Hausthür Pfosten hängen, soll demselben Haus kein Zauberey schaden.“

Auf Donar hin weisen endlich auch die Namen der Heidelbeeren, als Blickebeere, Hammerbest und Sibbeere*).

Blic ist die mittelhochdeutsche, aber noch jetzt in der Provinz Oberhessen vorkommende Benennung für Bliß** und fällt also seiner Bedeutung nach mit Hammer zusammen***).

Sib ist die angelsächsische Form für das althochdeutsche Sippia, nord. Sif†), steht also ebenfalls mit Donar in nächster Beziehung.

Nachdem sich vorstehende Gebräuche und Namen als durchaus mythologisch erwiesen haben, sollen noch einige Liedchen mitgetheilt und besprochen werden, die bei dem Pflücken der Heidelbeeren gesungen, aber außerdem das ganze Jahr nicht gehört werden:

„Schworze, schworze Heirelbeer'n! Bloe, bloe Dentel! Es get tee schinere Merrercher Wie die allerkenste.“	„Schworze, schworze Heirelbeer'n! Nore, vore Rosen! Es get tee schinere Merrercher Wie die großen.“
--	--

„Schworze, schworze Heirelbeer'n!
Nore, vore Keene!
Es get tee schün're Merrercher
Wie die Keene.“

Der zweite Satz dieser Liedchen: „Es get u. s. w.“ scheint, oberflächlich betrachtet, ohne alle Gedankenver-

*) S. Walperts alphabetisch-synonymisches Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, Magdeburg 1852.

**) Grimm S. 162. — ***) Das. S. 164. — †) Das. S. 286.

bindung an den ersten angefügt und zu ihm gar nicht zu passen. Wenn wir aber genauer zusehen, so werden wir gewahr, daß die Gedankenverbindung in der Sache selbst liegt und deshalb nicht äußerlich ausgedrückt zu werden braucht. Die Wahl der Mädchen wurde gleichsam unter Aufsicht und Billigung des Empfängers der Heidelbeeropfer vorgenommen und steht somit in innigem Zusammenhange mit den Heidelbeeren und der blauen und rothen Dinte. Es drücken also die Reime, anstatt ein müßiges Wortgeklänge nachzuschleppen, die Vorgänge beim Heidelbeeropfer sehr glücklich und in fast epigrammatischer Kürze aus.

Indessen beziehen sich nicht alle Liedchen direkt auf das Verhältniß der beiden Geschlechter, sondern es kommen auch einige vor, wo davon indirekt und aus neckischer Absicht gesprochen wird. In Rosenthal singt man z. B.:

„Schworze, schworze Heirelbeer'n!
Bloe, bloe Dente!
Wäst ehr net, wo Donar *) leit?
Donar leit dort ingen
Wo die faulen Merrercher seng,
Fonge rieche wie Eisopsißel,
Merrercher stenke wie Zegenbäc
Geis, Geis ma!“

Die Mädchen singen überall, anstatt Merrercher, Fonge.

Der Fleiß, welchen die Kinder beim Pflücken der Heidelbeeren beweisen, wird ebenfalls in besonderen Liedern gepriesen, die Faulheit dagegen nachdrücklich gerügt. Beide Arten werden nicht im Walde, sondern auf dem Heimweg gesungen, und es begegnet uns darin fast immer ein mühlradgroßer Pfannkuchen. Den Fleißigen wird er vorgelegt, den Faulen in die Asche geworfen.

Der Faulste der Faulen wird Keilarsch genannt und

*) Die Variationen dieses Liedchens in anderen Ortschaften nennen an dieser Stelle immer einen Ortsnamen. Wahrscheinlich ist also Donar hier nicht der Name des Gottes, sondern ein in der Aussprache verorbener Localname.

muß auf dem Heimwege, wo zu diesem Zweck die Kinder eine lange Reihe bilden, nicht nur nachstehendes Liedchen hören, sondern sich auch auf die bezügliche Stelle begeben:

„Schworze, schworze Heiresbeer'n!
 Bloe, bloe Dentel!
 Keilarisch bleib heime,
 Helf dem Pfaffe fenge!
 Keilarisch bleib vorn,
 Helf dem Pfaffe horn!
 Keilarisch bleib en der Mette,
 Helf dem Pfaffe o(n) de Kette!
 Keilarisch bleib o(n) der Seire,
 Helf dem Pfaffe Weire schneire.“

Obgleich die Himbeere und Erdbeere viel wohl-schmeckender, in manchen Gegenden auch wohl massenhafter vorhanden ist, als die Heidelbeere, so wird doch weder die eine, noch die andere geopfert oder unter dem Singen besonderer Lieder gepflückt; suchen wir daher den Grund dieses Vorzugs zu ermitteln.

Der Gebrauch, den die Deutschen seit unvordenklicher Zeit von der Heidelbeere machten, ist nach vorerwähntem Kräuterbuch, Seite 764 und 765, ein dreifacher. Sie bedienten sich ihrer als eines Nahrungsmittels, als eines Heilmittels und als eines Färbemittels. In erster Beziehung steht ihr die Himbeere und Erdbeere nicht nach, als Heilmittel darf ihr die Preiselbeere an die Seite gesetzt werden, aber als Färbemittel wird sie allein verwendet. Sie liefert ein schönes Roth und Blau und durch stärkeres Austragen auch ein schönes Schwarz.

Donars Bart (der Bliz) ist in der Ferne roth, aber in unmittelbarer Nähe, was schon Mannhardt bei einem synonymen Fall erwähnt, blau. Deshalb ist König Blaubart mit Kaiser Rothbart identisch und die blaue Farbe, gleich der rothen, vom Götterglauben geheiligt*). Wurde doch das erste Weichen nicht etwa deshalb umtanzt, weil

*) Grimm S. 162.

es am Anfang des Frühlings zum Vorschein kommt (das Schneeglöckchen und die Gänseblume blühen ja noch früher), sondern weil es blau ist. Aus diesem, wenn gleich verdunkelten Grunde, wird es noch gegenwärtig zum Schutz gegen den Biß toller Hunde und gegen das kalte Fieber gegessen. Auch das blaublühende Bergißmeinnicht muß hier erwähnt werden*), desgleichen die Gundel- oder Donnerrebe**).

Das Schwarz war eine so heilige Farbe, daß verschiedene Opfethiere ganz schwarz sein mußten***).

Roth, blau und schwarz sind nun die einzigen Farben, die von den Heidelbeerliedern erwähnt werden, und zugleich die einzigen, die in der deutschen Götterverehrung vorkommen. Stehen wir daher in Betracht, daß die Deutschen in Mitten des Landes gar keinen Handel trieben und an den Grenzen nur gemeine, wohlfeile Sachen einfuhrten†), so ist es als begründet zu betrachten, daß man die Heidelbeere den übrigen Beeren deshalb vorzog, weil sie das von der Religion geheiligte, noch bis in das 16. Jahrhundert herab denselben entnommene Roth, Blau und Schwarz lieferte.

XV.

Das Fragen neugieriger Mädchen.

Wollen die Mädchen, welche die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen haben, erfahren, wo ihr zukünftiger Schatz vorhanden ist, so nehmen sie einen grünen Grassalm und drücken den Saft, von unten nach oben streichend, heraus. Bleibt das Safttröpfchen gerade oben aufsitzen, so befindet sich der Schatz bereits im Himmel, neigt es sich dagegen nach der einen oder anderen Gegend hin, so ist er in dem nächsten Orte vorhanden, den das Tröpfchen durch die angenommene Richtung andeutet.

*) Grimm S. 1152. — **) Das. S. 1163.

***) Das. S. 44, 46 und 615. — †) Tac. Germ. 5, 17 und 23.

Wollen die Mädchen den Stand des Schazes ermitteln, so rupfen sie die Randblätter der weißen, großen Maßliebe (*Chrysanthemum Leucanthemum*) nach einander aus und nennen bei jedem Blättchen einen Stand her. Der Stand des letzten Blättchens ist der des Schazes.

Der Name des Schazes wird dadurch ermittelt, daß die Mädchen rothblühendes Schächchens- oder Herzkraut, auch Herzenstrost genannt (*Melissa officinalis*), in den Busen stecken. Der Name derjenigen männlichen Person, der sie alsdann zuerst begegnen, ist der des Schazes.

Wollen die Mädchen ermitteln, ob sie einstens Mutter werden, dann hält eins dem andern eine Eier-, März- oder Kettenblume (*Leontodon Taraxacum*) unter das Kinn, gibt es alsdann einen gelben Widerschein, so ist Hoffnung auf Nachkommenschaft vorhanden.

Die Zahl der Kinder wird dadurch ermittelt, daß der Blütenkelch der Maßliebe auf dem Rücken der Hand ausgeleert und alsdann unter die Hand geschlagen wird. Die Zahl der auf die Hand zurückfallenden Samenkörnchen gibt die Zahl der Kinder an.

Vorstehende Fragen wurden zur Zeit des Götterglaubens ohne Zweifel an Donar gerichtet; denn dieser besondere Vorsteher der schönen Jahreszeit war der Gott des Grases, der Kräuter und der Blumen, desgleichen der auf eheliche Verbindung hinielenden Liebe und des Kindersegens.

Das Herzkraut weist wegen seiner rothen Blüten ganz bestimmt auf Donar hin, desgleichen die Märzblume, deren Kraut sich unter den neunerlei Kräutern befinden muß, die an dem grünen Donnerstag als Gemüse genossen werden, wenn man kein Esel sein will. An Donar werden auch die hierhergehörigen Fragen gerichtet, welche durch den Kukuf beantwortet werden *).

*) Grimm S. 640—646.

XVI.

Die Kinderspiele.

Sämmtliche Kinderspiele zu beschreiben, möchte eine schwierige Aufgabe sein, indem nicht nur für jede Altersklasse und Bildungsstufe, sondern auch für jede Jahreszeit eine außerordentliche Menge vorhanden ist *). Eine eben so schwierige Aufgabe dürfte die sein, den Ursprung sämmtlicher Spiele aufzusuchen; denn, daß sie nicht alle aus unbewußten Aeußerungen des Frohsinns entstanden, sondern größtentheils Darstellungen irgend einer Idee oder wirklichen Begebenheit sind, läßt schon der Umstand vermuthen, daß sie, wie die Volkslieder, unter zwei Gruppen zu bringen sind, von denen die eine von Kampf und Krieg, die andere von Liebe oder ehelicher Verbindung handelt. Im Allgemeinen möchten sie sich auf vorchristliche Verhältnisse beziehen, wie z. B. das Regelspiel, welches den Sturz der Götter darstellen soll **).

„Die Knaben üben gerne,
Was sie an Alten seh'n,
Und bibdens nach im Spiele,
So pflegt es zu geschehen“.

sagt Simrock in seinem Heldenbuch, und selbst Tacitus erwähnt diese Eigenschaft der deutschen Knaben ***).

Bei nicht wenigen Spielen wird einer der Mitspielenden zu dem einen oder anderen Zweck durch das Hersagen eines sogenannten Zahlreims ermittelt. Ein solcher, in der Umgegend von Gudensberg üblicher Reim lautet:

„Germen schla Därmen,
Schla Neppen ins Deppen,
Schla roth, schla todt.“

Dieser Reim findet deshalb hier seine Erwähnung, weil er möglicher Weise etwas zur Aufhellung jenes westphälischen beiträgt, welcher nach J. Grimm weniger mit

*) Fischart Gargantua Cap. 25.

) Grimm S. 172. — *) Tacitus Germ. 32.

der Hermannschlacht als mit der von Karl dem Großen gestürzten Irmensäule, im Zusammenhang steht*).

Kriegerspiele.

Erstes Spiel.

Ein in Oberhessen, besonders zu Nauschenberg, seit alten Zeiten geübtes Spiel ist „Jungfer am Seil.“ Dasselbe wird jetzt nur von Knaben auf folgende Weise gespielt:

Zunächst wird ein Pfahl in die Erde geschlagen und einer der Spieler, welcher durch den Bählreim oder durch ein anderes Loosen dazu bestimmt ist, an demselben mit einem Seile befestigt. Er behält jedoch einige Schritte Spielraum um den Pfahl herum und führt während des Spiels den Namen „Jungfer am Seil.“

Diese Jungfer entledigt sich nun eines ihrer Kleidungsstücke, legt es auf den Pfahl und entfernt sich einige Schritte.

Die Mitspieler, welche sich unterdessen ringsum aufgestellt haben, stürmen jetzt auf den Pfahl los, um das Kleidungsstück hinweg zu nehmen. Die Jungfer ist aber bemüht, dieselben mit Faustschlägen oder Gertenhieben zurückzuschlagen. Gelingt dieses nicht, dann muß sie das weggenommene Kleidungsstück durch ein anderes ersetzen. Dieser Auftritt wiederholt sich so oft, bis die Jungfer aller Kleidungsstücke baar ist oder einen der Mitspieler zum Gefangenen macht, der alsdann ihre Stelle einnehmen muß.

Um den Ursprung und die Bedeutung dieses Spieles nachzuweisen, wollen wir zunächst einige altdeutsche Frauennamen in Betracht ziehen.

Gertrude heißt: Speerjungfrau, Mathilde: Mächtkämpferin, Grimhild: Helmsreiterin, Brunhild: Harnischkämpferin, Gunild: Kampfjungfrau, Gudrun: Kampfzauberin, Wolfgund: Wolfbekämpferin, Adalgund: Edle der Schlacht, Klothilde: berühmte Kämpferin, Hildegund:

*) Grimm S. 328 und 329.

Kampfjungfrau, Kuntigund: Stammeskriegerin, Bathild (Bodwilt): Schlachtenkriegerin.

Aus diesen Namen geht zur Genüge hervor, daß die altdeutschen Jungfrauen der Anforderung entsprochen haben, welche die Frauwa in der Eigenschaft als Erke (Kriegsgöttin) an sie machte. Gemäß dieser Anforderung erhielt die Braut, wie Tacitus berichtet, vom Bräutigam zum Zeichen der Vermählung Stiere, ein gezäumtes Pferd, sowie Schild, Frame und Schwert; auch der Bräutigam bekam von der Braut einige Waffenstücke.

„Dies, meinte man, sei das festeste Band, dies galt für geheime Heiligthümer, dies für die Götter der Ehe. Damit das Weib nicht glaube, sie dürfe fern bleiben mannhafsten Gedanken und fern den Wechselfällen des Krieges, so wurde sie, indem sie die geweihte Schwelle der Ehe betrat, erinnert: sie komme, um in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Gleiches mit ihm habe sie im Frieden, Gleiches in der Schlacht zu dulden und zu wägen. Dies deutet das Stierpaar, dies das gerüstete Pferd, dies die Waffengabe an. So habe sie zu leben, so zu sterben*).

Und so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich die Jungfrauen, gleich den Jünglingen, durch Kampfspiele für ihren kriegerischen Beruf herangebildet haben, weshalb wir glauben, daß das in Rede stehende Spiel ein altdeutsches, von den Knaben nachgeahmtes Frauen-Kampfspiel ist.

In Betracht der kriegerischen Bestimmung des Weibes scheint es nicht in Frage zu stehen, daß, wenn der Jungfernkranz gegen die Weiberhaube vertauscht werden sollte, die zukünftige Hausfrau eine Probe ihrer Kriegstüchtigkeit abzulegen hatte. Spuren dieser denkwürdigen Sitte, deren höchste Ausbildung das Nibelungenlied zeigt**), sind bis jetzt nicht aufzufinden gewesen, es sei denn, daß in einigen Gegenden Niederhessens die Braut über die Hochzeitstafel

*) Tac. Germ. 18. — **) Siebentes Abenteuer.

springen muß, wobei die Musik aufspielt und von den Gästen gewisse Liedchen gesungen werden, in deren Besitz wir leider nicht gelangt sind.

Zweites Spiel.

Das Ballspiel

gehörte bei den Griechen und Römern zur höheren Gymnastik, besonders zur Orchestik. Auch bei uns Deutschen scheint dieses der Fall gewesen zu sein; wenigstens gab es im Mittelalter, wie bei den Griechen und Römern, besondere Ballhäuser. Auch werden die Tanzfeste, welche seitens der Gebildeten angestellt werden, noch jetzt mit dem Namen „Ball“ bezeichnet, weil der wesentlichste Theil derselben einstens in einer Art Ballspiel bestand. Indessen soll hier nur von dem Ballspiel die Rede sein, welches die Knaben im Frühling und Herbst im Freien zu spielen pflegen.

Hat sich eine hinlängliche Anzahl zum Zweck des Ballspiels versammelt, dann treten zwei derselben, welche als die geschicktesten bekannt sind, vor. A. nimmt ein Stück Geld, wirft es in die Luft und fragt B., nachdem zwei andere Spieler zur Wahl vorgeschlagen sind, „Wappen oder Schrift?“ Kommt das Geld mit der Seite nach oben zu liegen, welche B. angegeben, so hat dieser das Recht, sich aus den Vorgeschlagenen den Besten zu wählen, im entgegengesetzten Fall muß er mit dem zufrieden sein, welchen A. verschmäht. Eine andere Art des Loosens ist die, daß A. einen Prügel (Schlägel, womit der Ball geschlagen wird) dem B. perpendikular zuwirft, B. denselben mit der rechten Hand am unteren Ende auffängt und A. seine rechte Hand über die des Gegners setzt. Auf diese Weise wechseln die Hände fort bis ans Ende des Schlägels. Kann derselbe von der zuletzt aufzufehenden Hand nicht mehr so gefaßt werden, als nöthig ist, um ihn dreimal um den Kopf zu schwingen und an ein bestimmtes Ziel zu werfen, so hat der Gegner das Recht der ersten Wahl. Sind alle Spieler verlost, dann wird der Spielplatz an

den Langseiten abgegrenzt. Hierauf wird wiederum durch Loosen ermittelt, welche von beiden Parteien den Ball zuerst zu schlagen oder aufzufangen hat.

Sind die Spieler auf ihren Plätzen, dann wird der Ball von einem Angehörigen der Partei, welche den Ball aufzufangen hat, aufgegeben oder eingeschenkt. Zu diesem Zwecke stellt sich derselbe vor die schlagende Partei und wirft den Ball so hoch in die Luft, als nöthig erscheint, daß jene ihn beim Herabfallen treffen und der Partei des Aufgebers entgegenschleudern können.

Wie oft ein Spieler hintereinander schlagen darf, wird am Beginn des Spieles bestimmt.

Wird der Ball von keinem der Schläger regelrecht getroffen, oder fliegt er beim letzten Schlag nicht so weit, als nöthig ist, so wechselt das Spiel. Auch tritt Wechsel ein, wenn der Ball im Herabfallen mit der Hand aufgefangen wird, oder seitwärts über die Grenze fällt, ferner wenn derjenige Knabe, welcher schlagen und alsdann an ein bestimmtes Ziel laufen muß, mit dem Ball der auffangenden Partei getroffen wird.

In diesem Spiele stehen sich zwei Parteien feindlich gegenüber, welche allgemein gültige Regeln anerkennen und durch Handhabung einer Kraft und Geschicklichkeit erfordernden Waffe einen Sieg erringen wollen. Es ist daher ersichtlich, daß das Ballspiel in die Classe der Kriegsspiele gehört, was auch schon daraus hervorgeht, daß es bei den ritterlichen Kampfspiele des Mittelalters, den Turnieren, üblich war. Nun hatten aber die bis in das Mittelalter herab herrschenden Kriegsspiele den Zweck, Helden heranzubilden, d. h. zum kriegerischen Dienst der Götter geschickt zu machen. Indessen scheint das Ballspiel noch einen ganz besonderen mythologischen Ursprung zu haben, welcher vorzugsweise in der Umgegend von Trendelburg erkennbar ist. Dort spielen nämlich nicht nur die Knaben, sondern auch die verheiratheten jungen Männer vom Beginne des Früh-

lings an bis zum Tag der Himmelfahrt Christi (bei den Friesen wird derselbe h. Thorstag genannt) jeden Sonntag Nachmittag Ball. Der Spielplatz, bestehend in einer großen Wiesenfläche, heißt seit uralter Zeit Trekkamp. Hierüber zwei kurze Bemerkungen.

Trek, ein niederdeutsches Wort, bedeutet Zug; z. B. wird ein großer Hochzeitszug ein großer Trek genannt. Kamp bedeutet eine berasete Ebene. Der Name Trekkamp ist somit ein Beweis, daß die Sitte, sich auf dem also genannten Raum in großer Anzahl zu versammeln, uralte ist, aus welchem Grund dann auch die Besitzer des Trekkamps bis jetzt außer Stand gewesen sind, jene Sitte von ihren Wiesen zu verdrängen (Rentmeister Knipp).

Das alte Ballspiel ist auf dem Trekkamp nur vom Beginn des Frühlings an bis zum Fest der Himmelfahrt Christi, also nur während der Zeit üblich, in welcher die Götter mit den Niesen um die Weltherrschaft streitend gedacht wurden und, obgleich oft überwunden, doch endlich als Sieger in die Haine einzogen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, daß das Ballspiel ein altdeutsches Kriegerspiel ist, und daß dramatische Darstellungen göttlicher Thaten bei unsern heidnischen Voreltern ein wesentlicher, in zahllosen Gebräuchen noch jetzt vorkommender Theil der Gottesverehrung waren, so wird es kaum bestritten werden können, daß das in Rede stehende Spiel zur Zeit des Götterglaubens eine gottesdienstliche Handlung war, welche den mit wechselndem Glück geführten Kampf zwischen den Göttern und Niesen darstellen sollte. Auch Ruhn und Schwarz zählen dieses Spiel, ohne sich jedoch auf Deutung einzulassen, zu den mythologischen Frühlingsgebräuchen*). Sodann ist von Wichtigkeit, was man aus Irland berichtet, daß daselbst auf Walpurgis gepuzte Mädchen von Ort zu Ort gehen und einen Stech-

*) Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 372.

palmenstrauch, der mit einer wahren Verschwendung von langen Bändern aufgeputzt ist, tragen. In den Zweigen dieses dem Donar geheiligten Strauches hängen mehrere neue Bälle, welche zu Geschenken für die Jünglinge bestimmt sind. Auch wird an diesem Tage überall Ball gespielt und getanzt. Gegen Ende des Tages wallfahrten die besten Spieler und Tänzerinnen umher, um Geschenke zu erheben. (Der Tanz gehörte zu den Sieges- und Opferfeierlichkeiten, Geschenke sind an die Stelle von Opfergaben getreten).

Spiele, welche sich auf Liebe und eheliche Verbindung beziehen.

Drittes Spiel.

Nachdem sich die Kinder in einer sogenannten bunten Reihe aufgestellt haben (auf einen Knaben folgt immer ein Mädchen, auf ein Mädchen immer ein Knabe), schließen sie, die Arme ausbreitend, um einen von den Mädchen ernannten Knaben einen Kreis. Dieser Kreis setzt sich alsdann tanzend in eine drehende Bewegung und singt, während der in der Mitte befindliche Knabe hin- und hergeht, folgendes Lied:

„Amelung der wollte sich verbinden,
Und das Spielchen wollt' ihm nicht gelingen.
Er ging wieder auf und nieder,
Bis er seine Schönste fand.
Schönste, sprach er mit vergnügten Mienen,
Dir zu dienen bin ich hier erschienen,
Reich dein Händchen, soll ein Pfändchen,
Reich dein Mündchen, soll ein Küßchen
Un'rerer Treu und Freundschaft sein.“

Von der fünften Zeile an steht der Kreis still, singt aber das Lied unausgesetzt bis zum Schluß. Während des Singens führt der im Kreis sich befindende Knabe thatsächlich aus, was das Lied andeutet. Zu diesem Zweck bleibt er bei Zeile 6 vor der Erwählten stehen, reicht ihr bei Zeile 7 die rechte Hand und küßt sie bei Zeile 8.

Ist der Bund geschlossen und das Lied zu Ende gesungen, dann treten die Vereinigten in den sich öffnenden Ring zurück, worauf das Spiel aufs Neue beginnt und so lange fortgesetzt wird, bis sich Alle paarweise vereinigt haben.

Viertes Spiel.

Wie im vorigen Spiel, so wird auch im gegenwärtigen ein Kreis in bunter Reihe gebildet, jedoch mit dem Unterschied, daß einer der Knaben außerhalb des Kreises stehen bleibt und mit den Genossen nachstehendes Liedchen singt:

„Jammer, Jammer über Jammer,
Hab' verloren meinen Schatz!
Ich muß gehen und muß sehen,
Ob ich einen finden kann.
Schließt mir auf das Rosengärtchen
Schließt mir auf die Himmelsthür.
Freude, Freude über Freude,
Hab' gefunden meinen Schatz!
Hunderttausend Aepfelschnitzen
Gibt ein ganzer Kranz voll,
Soll mich das denn nicht betrüben
Daß ich keinen haben soll?“

Bei den Worten: „Schließt mir auf das Rosengärtchen“, öffnet sich der Kreis und der außen befindliche Knabe tritt in die Mitte desselben. Alsdann erfaßt er, wo es heißt: „Freude, Freude über Freude“, ein Mädchen bei der Hand und tanzt mit ihm so lange umher, bis das Lied zu Ende ist. Dieses Alles wiederholt sich so oft, als Paare vorgehanden sind.

Fünftes Spiel.

Auch in diesem Spiele treten die Knaben und Mädchen paarweise zu einem Kreis zusammen, einer der Ersteren spricht alsdann nachstehende Verse her, jedoch so langsam, daß jede Strophe von den Uebrigen einzeln nachgesprochen werden kann:

- 1) „Unter einer alten Eiche
Nah bei einem Wasserteiche,

- 2) Saß ein Mädchen, das war blaß
Und von vielen Thränen naß.
3) Diese Thränen zu verhitzen,
Laß dir diesen Ring gelieben,
4) Und zum Pfand —
Gib mir deine rechte Hand.
oder 3) Diese Thränen zu verhitzen,
Will ich diesen Ring dir bieten,
4) Als des Dinges Unterpfand,
Neich ich dir die rechte Hand.
5) Weil nun die Hände sind verstrickt,
So wird er (der Ring) durch den Mund geschickt
(d. h. dem Mädchen mittelst des Mundes gegeben).
6) Weil nun der Mund nicht reden kann,
Wird er durch einen Fuß wieder aufgethan.“

Beim dritten Vers tritt der erste Sprecher vor ein Mädchen und führt in der angegebenen Reihenfolge dasjenige thatsächlich aus, was das Lied andeutet, d. h. er giebt ihm bei Ueberreichung des Ringes Hand und Fuß. Diese Handlung wiederholt sich so oft, als Knaben und Mädchen anwesend sind.

Diese drei Spiele fallen in ihrer Bedeutung zusammen, die darin besteht, daß eine Anzahl Brautpaare auf eine bürgerliche Weise öffentlich vermählt werden. Zu einer solchen Vermählung gehörte im Alterthum, daß das Brautpaar sein Vorhaben öffentlich aussprach und durch Hand und Fuß bekräftigte. Es geschah dieses, wie die Vermählung Siegfriods und Gieselhers zeigt, innerhalb eines Kreises, den die Eltern und Vormünder mit den Verwandten und einer Anzahl Zeugen um das Brautpaar schlossen. Daß es unmündige Kinder sind, ändert in der Sache nichts; denn es war im Alterthum nicht selten, daß Kinder verheirathet wurden, in welchem Fall man jedoch den Anfang der Ehe erst von dem vollzogenen Beilager, also erst von einem späteren, gegenwärtig mit dem Weinkauf zusammenfallenden Zeitpunkt an rechnete*). Beachtenswerth

*) Walther, Deutsche Rechtsgeschichte S. 526.

Ist noch, daß die besprochenen Vermählungen noch jetzt in nicht wenigen Fällen wirkliche Ehen zur Folge haben.

Wann zu der bürgerlichen Trauung die kirchliche Weihe hinzugetreten, läßt sich nicht bestimmen*), jedenfalls war dieses, wiewohl nachträglich, schon zu der Zeit der Fall, wo das Nibelungenlied in seiner jetzigen Gestalt bereits vorhanden war. Nachdem nämlich Siegfried und Krimhilde getraut sind und die Brautnacht gefeiert haben, heißt es folgendermaßen:

„Nach königlichen Ehren war da für sie bereit,
Was sie haben sollten, die Krone wie das Kleid,
Da wurden sie geweiht, als das war geschehen,
Da sah man unter Kronen alle Biere herrlich steh'n.“

Was den Ursprung der in Rede stehenden Trauungsart betrifft, so darf es, weil das Nibelungenlied aus der Göttersage hervorgegangen, und die Schließung eines Kreises ein mythischer Rechtsbrauch ist, als erwiesen betrachtet werden, daß sie aus der Zeit des Götterglaubens stammt. Hierauf weist auch die in dem dritten Liebespiel erwähnte Eiche, wie der Leich hin. Die Eiche war nämlich dem Donar, der Leich der Frau Holle geweiht, also denjenigen Gottheiten, welche die auf eheliche Verbindung hinkelnde Liebe junger Leute begünstigten. Unter denselben Gesichtskreis fällt die Thatsache, daß man in Oberhessen von einem Liebespärrchen, welches die ehelichen Rechte ausübt, ohne auf gesetzliche Weise getraut zu sein, zu sagen pflegt: „Die sind dreimal um einen Eichenbaum herumgegangen.“ Ferner, daß auf dem Meißner Brautpaare einen Blumenstrauß in den daselbst befindlichen Frau-Hollenteich werfen.

XVII.

Das Geburschtwerden.

Sind eine Anzahl Jünglinge zu Burschen herangewachsen, dann versammeln sich die Burschen des betreffenden Orts und führen die Jünglinge in die Versammlung ein.

*) Walthers, Deutsche Rechtsgeschichte S. 524.

Der älteste Bursche macht die Eingeführten mit den Gesetzen der Genossenschaft bekannt. Diese Gesetze bestimmen das Verhalten der Burschen, besonders das der jüngeren Genossen, den wirklichen Knaben und älteren Burschen gegenüber, z. B. nicht zu dulden, daß Knaben rauchen, Karten spielen, die Spinnstuben und Kirmeßhäuser besuchen, oder des Abends spät auf den Gassen umhergehen, dahingegen gern bereit zu sein, die Leiter zu tragen und Wache zu stehen, wenn ein älterer Bursche seinem Schatz einen nächtlichen Besuch abstatten will. Nach der Bekanntmachung der Gesetze wird ein förmlicher Eid abgelegt, die Gesetze treulich halten und an Niemanden verrathen zu wollen. Ist der Eid geleistet, dann macht der älteste Bursche, wenn er ein guter Becher ist, im Namen seiner Genossen Brüderschaft mit den jungen Gesellen, deren Aufgabe von nun an darin besteht, in Freud und Leid treu zusammen zu halten.

Die Bursche jedes Ortes bilden übrigens eine für sich bestehende Genossenschaft, die nur dann an die Öffentlichkeit tritt, wenn zwischen den verschiedenen Orten Feindseligkeiten ausbrechen. In Folge solcher Ereignisse ist der Staatsbehörde das Bestehen dieser geheimen Genossenschaften nicht verborgen geblieben, aber die eingeleiteten Untersuchungen haben nirgends etwas Spectaculöses ergeben. Erst jetzt, wo das Vereinsrecht das Geheimhalten der Genossenschaften unnöthig macht, werden die Eigenthümlichkeiten der früheren Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung und vermögen hierdurch in die Öffentlichkeit zu gelangen.

Das Geburschtwerden erinnert an die altdeutsche Wehrhaftmachung, durch welche die zu Jünglingen herangewachsenen Knaben ihrem Familienkreis entzogen und in die Volksgemeinde aufgenommen wurden, also berechtigt waren, an allen öffentlichen Angelegenheiten, z. B. an den Volkstingen und Heergeleiten Theil zu nehmen*).

*) Tac. Germ. 13.

XVIII.

Das Schatzrecht der Burschen.

Macht ein Bursche seiner auf einem anderen Orte wohnenden Geliebten Nachts den ersten Besuch, so dringen die Bursche des betreffenden Orts, wenn sie von dem Besuch Kunde erhalten, und dieses ist fast immer der Fall, in die Kammer und fragen jenen, ob er zahlen wolle. Wird die Frage unter dem Darreichen einigen Geldes bejaht, so entfernen sich die Burschen wieder, um im Wirthshause das erhaltene Geld in Gesellschaft des später gewöhnlich sich einfindenden Fremden zu vertrinken. Wird hingegen die Frage verneint, so wird der arme Geselle mit einem Strick gefesselt und gezwungen, die Kammer und das Haus augenblicklich zu räumen. Hierauf wird er durch das nächste Wasser geführt und von da über die Gemarkungsgrenze gebracht, wo er unter der Bedeutung, nicht wieder zu kommen, entlassen wird.

Dieser weit verbreitete, von den Gerichten des Staates oft verurtheilte Brauch wurzelt in einem Umstand, welcher dem ganzen germanischen Volksleben eine eigenthümliche Gestaltung gegeben und somit auf den Ursitz aller germanischen Stämme zurückweist. Er besteht darin, daß nicht nur die freien Angehörigen jedes einzelnen Stammes (s. Vorrede), sondern auch jedes einzelnen Gauses, jeder Gemeinschaft, und worauf hier vorzugsweise Gewicht zu legen ist, jeder Dorfgemeinde von einem besonderen Ahnherrn abstammen, sodaß also eine jede dieser Gemeinschaften in absteigendem Grade ein immer enger werdendes Verwandtschaftsband umschlang und zugleich eine durch scharfe Grenzen abgesonderte, in inneren Angelegenheiten durchaus unabhängige Körperschaft bildete.

In Betreff dieses Umstandes, welchen wir in einer späteren Schrift gründlich zu behandeln gedenken, sagt Walthers auf Seite 615 folgendermaßen: „Nach der Bedeutung, welche die Germanen dem Blute beileigten, wurde

auch die Nähe der Verwandtschaft nach der größeren oder geringeren Gemeinschaft des Blutes gemessen. Die Nächsten waren sich also diejenigen, welche den nächsten Stammhalter gemeinschaftlich hatten, was man eine Parentel oder Sippe nannte, dann kam die Parentel unter dem zweitnächsten Stammhalter u. s. w. Die nähere Parentel schloß also die entferntere schlecht hin aus. In jeder Parentel waren aber die einander die Nächsten, welche dem Stammhalter am nächsten standen, weil sie dessen Blut am wenigsten vermischt besaßen.“

Um nun dieses Verhältniß, nach welchem auch die Kriegsheere gegliedert waren *) und die Eideshelfer gewählt wurden**), zu erhalten, durften die Personen, die eine Ehe eingingen, nicht verschiedenen Dorfschaften angehören; trat aber dennoch dieser Fall ein, so durfte er nicht ungestraft bleiben, daher das Geld, welches bei vorliegendem Brauch entrichtet zu werden pflegt, desgleichen dasjenige, welches ein Brautwagen zahlen muß, wenn er aus einer Gemarkung in die andere gefahren und durch quer über den Weg angebrachte Schlagbäume im Weiterfahren aufgehalten wird; selbst das nach Walthers aus alter Zeit stammende, behufs des Antheils am Gemeindegeld, dem sogenannten Nachbarrecht zu entrichtende Einzugsgeld gehört hierher.

XIX.

Die öffentliche Bekanntmachung eines Schatzpaares.

Das Brechen des Flaches ist ein kleines Fest, welches an schönen Frühlings- und Herbsttagen mit dem Einbruch der Dämmerung beginnt und gegen zehn oder elf Uhr Abends endigt. Am folgenden Morgen bemerkt man von dem Fenster des einen oder anderen Mädchens aus eine schmale, von Flachsstrahlen gebildete Straße, die bis unter

*) Tac. Germ. 7. — **) Walthers, S. 704.

das Fenster des einen oder anderen Burschen geht. Diese Verbindung deutet an, daß zwischen den betreffenden Personen ein Liebesverhältniß entstanden oder im Entstehen begriffen ist. Zuweilen führt die Straße zu dem Fenster eines Greises oder zu dem Bilde eines Heiligen, zuweilen aber auch vor einen Ochsen- oder Rossstall. Ersteres geschieht, wenn sich ein Mädchen trotz seines weit vorgedrungenen Alters noch zu verheirathen wünscht, letzteres, wenn das betreffende Mädchen unmäßige Neigung für das männliche Geschlecht hegt. An manchen Orten werden die verrätherischen Straßen nur in der Walpurgisnacht angelegt. Diese Nacht und der folgende Tag, ja der ganze Mai, waren, wie gesagt, dem menschenfreundlichen Donar geheiligt, also demjenigen Gott, welcher dem Flachsbau vorstand und die auf eheliche Verbindung hinielende Liebe junger Leute begünstigte, aus diesem Grunde aber auch die Ausschweifung auf das Nachdrücklichste strafte. Zu demselben Mythos gehört das in der Walpurgisnacht stattfindende, durch ganz Oberhessen verbreitete Lehnausrufen, desgleichen das zu Pfingsten stattfindende Umtanzen der öffentlichen Brunnen (z. B. zu Allendorf i. d. S., zu Fulda, Eschwege und Treysa). Beide Sitten werden hier deshalb nur flüchtig erwähnt, weil sie anderwärts bereits zur Genüge besprochen worden sind.

XX.

Das Fragen der Jungfrauen, ob aus dem Schatzpaare ein Ehepaar werde.

Will ein Mädchen sehen, ob es seinen Geliebten zum Manne bekommt, dann befestigt es zwei Kerzen in zwei ausgehöhlten Nuschalen und setzt diese von einander getrennt in eine Schüssel mit Wasser, welches zuvor in eine drehende Bewegung versetzt worden ist. Die eine dieser Kerzen bedeutet das Mädchen, die andere den Geliebten. Findet, bevor das Wasser still steht, eine Vereinigung der

Kerzen nicht statt, sondern legen dieselben, von einander getrennt, ihren Weg zurück, dann wird nichts aus der Heirath. Kommt aber eine Vereinigung früher oder später zu Stande, dann steht die Ehe in der angedeuteten Zeit in sicherer Aussicht. Das frühere oder spätere Erlöschen der Kerzen kündigt die Zeit des eintretenden Todes der betreffenden Personen an.

Zur Erklärung vorstehenden Brauchs wird die Bemerkung genügen, daß unsere heidnischen Vorfahren das Leben der Menschen durch Kerzen versinnbildlichten *) und in den Jungfrauen vorschauende Wesen sahen **).

Ein anderer, hierher gehöriger Brauch besteht darin, daß das betreffende Mädchen bei dem Auslegen der Kohlpflanzen eine schöne Weißkrautpflanze zwischen den Blättern und der Wurzel spaltet und alsdann eine schöne Braunkohlpflanze durch den Spalt hindurchzieht. Erstere Species, welche sich durch hellere Farbe und Wachsen in die Runde auszeichnet, bedeutet das Mädchen, die andere Species, welche eine dunklere Farbe hat und hoch aufschießt, bedeutet den Geliebten. Das Pflanzenpaar wird nun in den Boden gesetzt und zwar auf einen unter die Ackerkrume gelegten Stein von beträchtlicher Größe. Gehen beide Pflanzen an, dann ist das Zustandekommen der Ehe als gesichert zu betrachten. Gehen beide aus, so wird nichts aus der Heirath. Letzteres tritt auch ein, wenn nur eine Pflanze abstirbt, hier trägt jedoch derjenige Theil die Schuld, dessen Pflanze nicht zum Gedeihen gekommen ist.

Was den Stein betrifft, so ist ersichtlich, daß man durch ihn das Gedeihen des Pflanzenpaares und somit das Zustandekommen der Ehe nur dem Willen des Himmels anheimgibt. Dieselbe Anheimgebung könnte jedoch auch durch ein Brett bezweckt werden, weil aber unter keiner Bedingung irgend etwas Anderes als ein Stein genommen

*) Grimm S. 812. — **) Das. S. 369.

wird, so liegt hierin eine sichere Hinweisung, daß die Frage an Donar, den Gott des Ehestandes und des Ackerbaues, gerichtet war (s. u. 14). Zu demselben Mythos gehört, daß, wenn ein Mädchen keinen Liebhaber hat, sich aber dennoch zu verheirathen wünscht, es an drei aufeinanderfolgenden Freitagen einige Körner Leinsamen auf drei Ecken des Betttuchs streut, auf welchem es schläft, und dabei spricht:

„Ich lä'e keinen in Gottes Kämmerlein,
Soll mir ein Mann zur Ehe werden,
So komm er heut' Nacht vor mein Bettchen getreten,
Soll ich mit ihm leben in Freud',
So reich' er mir Weck' und Wein;
Soll ich mit ihm leben in Leid,
So reich' er mir Wasser und Brod,
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

XXI.

Handschlag und Weinkauf.

Hat der Bursche von seiner Auserwählten durch Vermittlung seines Vaters oder eines anderen Brautwerbers das Jawort erhalten, dann wird zur öffentlichen Verlobung, genannt Handschlag, geschritten. An dem betreffenden Abend versammeln sich zu Ehren des Brautpaares die Jünglinge und Jungfrauen vor dem Haus der Braut und werfen, während sie einige Lieder singen, möglichst viele Töpfe gegen die Hausthür, wofür sie von dem Bräutigam mit Bier und Branntwein traktirt werden. An manchen Orten tritt an die Stelle des Töpfewerfens Peitschengeknall. Einige Tage nach dem Handschlag findet in Gegenwart sämtlicher Verwandten und Freunde der Weinkauf statt, und zwar ebenfalls im Hause der Braut. Auf dem Weinkauf wird das, was auf dem Handschlag verabredet wurde, förmlich beschlossen, d. h. es wird die gegenseitige Mitgift in dem sogenannten Ehelich bestimmt. Alsdann wird das Brautpaar mit dem Inhalt des Ehelichs wiederholt bekannt

gemacht und gefragt, ob es sich unter den getroffenen Bedingungen heirathen wolle. Das erfolgende Ja wird durch gegenseitiges Händegeben des Brautpaares, den sogenannten Handschlag, bekräftigt. Hierauf wird seitens des Brautpaares zum Wechseln der Treue und seitens der Festgehoffen zur Gratulation geschritten*). Das Wechseln der Treue besteht aus einem Austausch von Geschenken, die sich das Brautpaar macht. Diese Geschenke bestehen zuweilen in Kleidungsstücken, zuweilen in silbernen Ringen, meistens jedoch in Geld, welches entweder aus alter, gangbarer Münze oder drei seltenen Schaustücken besteht und Treugeld genannt wird. Es wird als ein Familienheilthum betrachtet, an dessen Besitz man das Glück der Ehe, ja der ganzen Familie geknüpft wähnt. In der Umgegend von Hersfeld und Schlüchtern, besonders zu Neckbach und Hintersteinau, wird das Brautpaar, nachdem es die Treue gewechselt und der älteste Mann eine ernste Rede gehalten hat, ehelich zusammengesprochen. Diese Handlung gestattet dem Bräutigam die volle und rechtliche Besitznahme seiner Braut. Er nimmt sie deshalb auch vom Weinkauf mit in sein Haus und holt möglichst bald deren Ausstattung dorthin ab. Es ist übrigens ein allgemeiner Volksglaube, daß das Brautpaar, sobald der Weinkauf stattgefunden habe, die ehelichen Rechte auszuüben befugt sei.

Das Töpfewerfen und Peitschengeknall soll das Glück der einzugehenden Ehe befördern, besonders die unsichtbaren Wesen verschrecken, die darauf ausgehen, das Vorhaben des Brautpaares zu vereiteln und nichts Anderes sind, als die Schwarzelben und die mit denselben verwandten Hexen. Bieten wir daher in Betracht, daß das Töpfewerfen seinem Zwecke nach bei dem Weinkauf stattfinden mußte und an einigen Orten auch wirklich stattfindet, so läßt sich vermuthen, daß das, was jetzt Weinkauf genannt wird, in der

*) Walther, Deutsche Rechtsgeschichte S. 523.

vorchristlichen Zeit die eigentliche Vermählung war. Dieses geht besonders aus dem Treuwechseln hervor. Die gegenseitigen Geschenke sind nämlich offenbar an die Stelle jener Gegenstände getreten, die sich zur Zeit des Götterglaubens Braut und Bräutigam in Gegenwart der beiderseitigen Sippen zum Zweck der Vermählung schenkten; denn diese Gegenstände waren, wie das Treugeld, nicht nur Weihezeichen der Ehe und sinnbildliche Unterpfänder der Treue, sondern sie gingen auch, wie das Treugeld, nach dem Tode der Eheleute auf die Kinder und von diesen auf die Enkel über*).

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Weinkauf, wie er zu Meckbach und Hintersteinau üblich ist, noch im christlichen Mittelalter eine vollkommen rechtsgültige Vermählungsart war**), und somit in einem geringern Grade den Vorwurf der Unsitte verdient.

XXII.

Die Hochzeit.

Acht Tage vor der kirchlichen Trauung wird, wenn diese festlich begangen werden soll, zur Hochzeit eingeladen. Die Einladung besorgte einstens ein eigens dazu bestimmter Hochzeitsblitter, der einen guten Schwank und Spruch zu machen verstand. Jetzt wird sie von verschiedenen Personen besorgt. Die Jünglinge werden von dem Bräutigam, die Jungfrauen von der Braut, die Männer, Weiber und Kinder von dem Pathe des Bräutigams oder dem Freiersmann gegastet.

Bräutigam, Braut und Pathe sind zu diesem Zweck mit einem Blumenkranz geschmückt, welcher mit rothen Bändern geziert ist (s. u. 14).

Soll die Hochzeit eine große sein, d. h. drei Tage

*) Tac. Germ. 18.

**) Walther, Deutsche Rechtsgeschichte S. 525.

dauern, dann beginnt sie an einem Dienstag oder Freitag, also an solchen Tagen, die in ihrer ehemaligen Bestimmung darauf hinweisen, daß die Ehe zur Zeit des Götterglaubens theils als ein Vertrag angesehen worden ist, welcher in das Gebiet der gewöhnlichen Rechtsverhältnisse gehört, theils als ein solcher, welcher durch gegenseitige Liebe geheiligt wird. Der Dienstag war dem Gerichtsgott Ziu, der Freitag der Liebesgöttin Frouwa geweiht.

Zu einer großen Hochzeit gehört vor Allem ein reich beladener Brautwagen mit einer Anzahl Vorreiter, an deren Mühen neben Blumensträußen buntfarbige Tücher flattern. Hat die bekränzte Braut hoch oben auf dem Wagen vor einem reich geschmückten Spinnrad, umgeben von den Brautjungfern, Platz genommen, dann setzt sich der Wagen nach drei aufeinander folgenden Ansätzen in Bewegung. Die Hemmungen, die der Wagen unterwegs erfährt, sind schon oben erwähnt worden.

In der Nähe des Zieles angelangt, beginnen die Vorreiter ein Wettrennen, dessen Preis ein rothes oder blaues, am Hause des Bräutigams befestigtes Tuch ist. Auch umreiten sie vor dem Haus des Bräutigams drei Mal den Brautwagen. Nach diesem Ritt findet das Opfer statt, welches einstens zu Ehren der guten Hauselben gebracht wurde (s. u. 6). Ist der Wagen abgeladen, dann wird unter klingendem Spiel einer Musikantentruppe in Abwechslung mit dem Choralgesang der Schuljugend in die Kirche gezogen und die Trauung vorgenommen. Auf der Hausthürschwelle liegen bis zur Rückkehr des Auges jene beiden Geräthe, welche das Brautpaar in Betreff des Kindersegens gegen Hexen schützen (s. u. 1) und zu diesem Zweck überschritten werden müssen (Gr. S. 1027).

Unmittelbar nach der Trauung wird das Hochzeitsmahl eingenommen. Es darf, weil das Hauptgericht aus Erbsenbrei, Sauerkraut und Schweinefleisch besteht, als ein Opfersmahl bezeichnet werden, welches einstens zu Ehren

Donars und Fro's stattfand*). (Die Erbsen und das Weisfraut waren dem Donar, das Schwein dem Fro geweiht).

Da die Opfermahle mit Tanz verbunden waren, so ist es beachtenswerth, daß unmittelbar nach dem Essen der sogenannte Brautreigen getanzt wird. Er findet vor der Hausthüre, von dem Brautführer und der Braut ausgeführt statt.

Das Haupt mit einem Kranz oder, was dasselbe bedeutet, mit einer Krone zu schmücken, war bei unseren heidnischen Altvordern das Vorrecht der höheren Mächte und derjenigen Menschen, die in ihrem Wesen das Bild einer Gottheit darstellten. Zu diesen Menschen gehörten besonders unvermählte, sittlich reine Frauen, also Jungfrauen, welches Wort soviel wie „heilige Frau“ aus sagt. Demzufolge war von jeher der höchste Schmuck einer jungfräulichen Braut der Kranz, oder, wie man in der Schwalmgegend zu sagen pflegt, der Schappel (der große Rosengarten zu Worms). Er besteht in der Regel aus künstlichen Blumen, welche von rother Farbe sind, zwischen grünen Blättern liegen und von einem blauseidenen Band zusammengehalten werden.

„Wir winden dir den Jungfernkranz,
Mit weissenblauer Seide“,

heißt es in dem alten, bei großen Hochzeiten üblichen Volkslied.

Gegen Abend des ersten Hochzeitstages, d. h. vor dem Anbruch der Brautnacht, legt die junge Frau den Brautkranz, den ihre Mutter und Großmutter bereits als solchen getragen haben, für die ganze Zeit ihres Lebens ab und hebt ihn für die Nachkommen sorgfältig auf. Ist die Braut keine Jungfrau mehr, d. h. hat sie den Anforderungen nicht entsprochen, welche die Frauwa an die Jungfrauen unserer heidnischen Voreltern stellte, dann hat sie

*) Grimm, S. 37, 45 und 52.

das Recht eingebüßt, bekränzt oder geschabbelt zu werden. Auch darf sie sich nicht mit rothen Bändern schmücken, selbst die Hochzeit, d. h. das festliche Begehen ihrer Vermählung, muß unterbleiben. Bei unsern heidnischen Vorfahren war die Strafe der Unkeuschheit noch weit härter; denn von einer Verheirathung konnte gar keine Rede sein. „Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum vermochte der Gefallenen einen Mann zuzuführen“, sagt Tacitus*).

Zum Beschluß der Hochzeit wird ein gekochter Schweinskopf, geschmückt mit einem Blumenkranz und einen Apfel im Maul haltend, im Ort umhergetragen und alsdann nebst dem Apfel von dem jungen Ehepaar in Gesellschaft derjenigen Gäste, die den Umzug mitgemacht haben, verzehrt.

Unzweifelhaft haben wir in diesem oberheffischen Brauch ein Opfer vor uns, welches dem Froh in seiner Eigenschaft als Gott der Liebe, der Fruchtbarkeit und des Friedens, gebracht wurde**).

Beachtenswerth ist noch, daß der Apfel unsern heidnischen Voreltern ein Symbol der zeugenden Naturkraft war. Diese Kraft verlieh, wie die Sage von König Nerir in Uebereinstimmung mit einem am Wohnort des Verfassers, Nauschenberg, vorhandenen Götterbild darthut, Froh's Vater, der mächtige Wuotan. Nerir hatte nämlich keine Kinder und wendete sich deshalb an die Götter. Wuotan erhörte die Bitte und sendet dem Nerir einen Apfel. Nerir ist denselben und hierauf wird seine Gemahlin schwanger.

Eine für die Ethnographie besonders wichtige Hochzeitsfeier ist in der Provinz Fulda und Hanau, namentlich im Kirchspiel Kämmerzell, üblich.

Einige Tage vor der kirchlichen Trauung geht der Brautführer und dessen sogenannter Wittknecht zu der Freundschaft, d. h. zu den Verwandten des Brautpaares, um auf folgende Weise zur Hochzeit einzuladen.

*) Germ. 18. — **) Grimm S. 41, 45, 48, 193 u. 195.

„Wir sind, sagen sie, zwei ausgesickte Boten von Bräutigam und Braut und wollen euch jetzt sagen, weshalb wir hereingetreten sind.“

Es hat sich durch Gottes Schickung zugetragen, daß sich der ehr- und tugendsame Junggesell M. N. mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau M. N. zur christlichen Ehe versprochen hat, wozu wir euch Alle zur Hochzeit auf nächsten Dienstag einladen. Des Morgens früh zum feierlichen Hochamt, um 9 Uhr zur Kirche, da wollen wir Glück und Segen wünschen nach unserm christlichen Gebrauch.

Nach der Kirche wollen wir gehen zum Mittagmahl, da wollen wir essen und trinken, so viel es uns wohl schmecken wird. Danach wollen wir zwei bis drei Reigen tanzen, so viel es uns beliebig. Von da wollen wir gehen ins Gasthaus, da wollen wir schenken Weiß- und Schwarzbrot, wie es der liebe Gott bescheert hat.“

Der Einladung gemäß nehmen Dienstag Morgens früh sämtliche Gäste Theil am Hochamt und finden sich kurz vor 9 Uhr bei Bräutigam und Braut in der Weise ein, daß die Verwandten und Freunde des Bräutigams im Hause des Ersteren, die Verwandten und Freunde der Braut hingegen im Hause der Letzteren einkehren. Sobald die Glocken zur Kirche rufen, erhebt sich der Bräutigam mit seiner Freundschaft und geht unter klingendem Spiel einer Musikantentruppe in die Kirche, woselbst sich auch die Braut mit ihrer Freundschaft mit eigens für sie gehaltener Musikbegleitung einfindet.

Ist die kirchliche Trauung vorüber, dann wird abermals in getrennten Zügen der Heimweg angetreten, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Bräutigam mit seinen Musikanten die Braut bis vor deren Wohnung begleitet. Dieses geschieht jedoch nur, wenn die Braut aus demselben Dorfe ist. Im andern Fall begleitet sie der Bräutigam nur bis zum Ausgang seines Dorfes. Beide Brautleute nehmen hierauf, jedes mit seinen Gästen im Hause

der Eltern das Mittagmahl ein. Ist dieses vorüber, dann wird zur Brautforderung geschritten, d. h. der Brautführer begibt sich als Brautforderer in das Haus der Braut, um die Herausgabe derselben zu begehren. Er findet jedoch das Haus bis zu den Dachlücken fest verschlossen, auch läßt sich Niemand trotz des heftigsten Anklopfens blicken. Nachdem er sich eine Zeit lang vergebens bemüht hat, Einlaß zu erhalten, sucht er eine Oeffnung zu erspähen, mittelst deren er in das Haus kommen kann. Gelingt ihm dieses, so öffnet er die Hausthüre, durch welche der unterdessen herbei geeilte Bräutigam und dessen Freundschaft eintreten. Hierauf geht der Brautforderer in die Gaststube und spricht zu der versammelten Menge folgendermaßen:

„Mit Günst und ohne Erlaubniß tret ich herein,
Und grüße sie fein Alle insgemein,
Wie sie beisammen sein;
Groß und klein, arm und reich,
Halte ich sie Alle gleich.
Wenn ich einen thät grüßen und den andern nicht,
So wäre ich ein rechtschaffener Brautforderer nicht.
Jetzt will ich Euch sagen, weshalb ich hereingetreten bin:
Der ehrsame Bräutigam ist zu mir gekommen
Ihm auf den heutigen Tag die Braut zuzuführen;
Deshalb frage ich, welches ist der ehrsame Mann,
Der sich der ehrsamern Braut annimmt, der trete hervor
Und rede mit mir.“

Es tritt dann ein Auserwählter der Braut vor, zu welchem der Brautforderer spricht:

„Sind Sie der ehrsame Mann, der sich der ehrsamern Braut annehmen will?“

Verwandter: „Ja!“

Brautforderer: „Wenn ich Ihnen gut genug bin?“

Verwandter: „Ja!“

Brautforderer: „Wenn ich Ihnen nicht gut genug bin, so sind der Junggesellen noch mehr draußen, dann können Sie sich einen andern herausuchen; wenn ich aber

gut genug bin, so wünsche ich, mir die ehrsame Braut vor die Augen zu stellen und einen Hut auch dabei, daß ich mein Haupt bedecken kann wie andere Junggesellen."

Der Verwandte holt hierauf die häßlichste unter den anwesenden Frauenzimmern, die sogenannte Schüsselbraut herbei, zu der gewöhnlich eine alte Frau genommen wird und führt sie dem Brautforderer zu. Darauf spricht der Brautforderer:

„Diese will ich nehmen an die rechte Hand
Und will sie stellen an die Wand,
Dann soll sie stehen bis der Hirsen blüht,
Dann mag sie den Leuten die Spaten hüten.“

Hierauf holt der Verwandte eine Freundin der Braut, die sogenannte Mitmagd oder Brautmagd und stellt sie vor. Der Brautforderer spricht:

„Diese Person ist mir eben recht,
Die will ich lassen zukommen meinem Mitknecht.“

Hierauf nimmt der Brautforderer die Brautmagd bei der rechten Hand und stellt sie dem unterdessen eingetretenen Mitknecht zu. Jetzt holt der Verwandte die Braut. Der Brautforderer spricht:

„Diese Person wird wohl die rechte sein,
Die unserm Herrn Bräutigam wird angenehm sein;
Jetzt reicht mir ein volles Glas her,
Die Zunge wird mir gar zu schwer.“

Das Glas in die Höhe haltend, spricht er: „Ihr Musikanten spielt mir ein Vivat Hoch der hochangenehmen Gesellschaft.“ Der Brautforderer trinkt sodann dem unterdessen eingetretenen Bräutigam zu und dieser der Braut. Hierauf wendet sich Ersterer zur Braut und spricht:

„Nun will ich sie nehmen bei der schneeweißen Hand
Und will sie führen über Sand und Land.
Zuerst zur christlich-katholischen Kirche,
Da wollen wir bitten den allerhöchsten Gott,
Daß er uns Allen helfe fort.
An Gottes Segen ist Alles gelegen;
Der Trübsal Wasser werde Wein,
Wie auf der Hochzeit zu Kana ist gesehen.“

Der weise Strach spricht: „Ein braves Weib erfreut ihren Mann und verdoppelt seine Tage; ein böses Weib ist eine Geißel, die Niemand schonen wird.“ Paulus schreibt: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem bösen Weibe.“

Hierauf erhebt sich die Braut und spricht:

„Nun Adieu liebe Eltern, Vater und Mutter,
Bruder und Schwestern, Verwandte und Kameraden.
Ich bin in einen andern Stand gerathen,
Wozu mir gebe die heilige Dreifaltigkeit den Segen;
Der Vater, der mich erschaffen;
Der Sohn, der mich erlöset;
Der Geist, der mich heiligte,
Der mich leitet und fährt
Bis in Ewigkeit. Amen!

Wie gesagt, so gethan, d. h. der Brautforderer nimmt die Braut an die rechte Hand und eröffnet den Zug zur Kirche, wo man singt und betet. Nach der Kirche führt der Brautforderer die Braut dreimal links um die Kirchhofs-Linde, wobei sich jedesmal vor dem seitwärts stehenden Bräutigam verneigt wird. Aldann stellt der Brautforderer die Braut zur Rechten des Bräutigams und sich zur Rechten der Braut, um abzuwarten, bis sein Mitknecht mit der Mitmagd einigemal um die Linde herumgetanzt hat. Ist dieses geschehen, so setzt sich der Zug abermals in Bewegung und begibt sich in das hochzeitlich aufgeputzte Wirthshaus. Voran geht die Musik, dann folgt der Bräutigam, dann der Brautforderer mit der Braut, dann der Mitknecht mit der Brautmagd; den Beschluß machen die übrigen Gäste.

Im Wirthshaus führt der Brautforderer die Braut dreimal im Saal herum und übergibt sie alldann dem Bräutigam. Dieser tanzt mit der jungen Frau einen Reigen; ebenso jeder seiner Freunde mit einem der Mädchen. Hierauf wird zur Tafel gegangen, welche erst gegen Morgen aufgehoben wird.

In dem zweiten Theil dieser in gleicher Weise auch im Kreise Schlichtern vorkommenden Hochzeitsfeier, der

sogenannten Brautforderung, hat sich offenbar die Weiße einer heidnischen Ehe erhalten. Nämlich der Umstand, daß die Angehörigen der Braut dem Brautforderer kriegerische Hindernisse bereiten, und die Angehörigen des Bräutigams sich auf eine mit List und Gewalt gepaarte Art in Besitz der Braut setzen, macht es ersichtlich, daß hier ein Brautraub in dramatischer Form ausgeführt wird. Dieser Raub ist nun aber bei verschiedenen Völkern, besonders bei südslavischen, eine noch jetzt thatsächlich vorkommende Hochzeitsfeier*), die das kriegerische Talent des Bräutigams oder, was dasselbe heißt, die Befähigung desselben darlegen soll, einen eigenen Hausstand zu gründen. Beachtenswerth dabei ist noch, daß nicht die kirchliche Trauung, sondern die Brautforderung als derjenige Akt betrachtet wird, welcher dem Bräutigam die Besitznahme der Braut gestattet.

XXIII.

Das Hänfeln bei der ersten Wasche.

Jede Hausfrau hält es für eine besondere Begünstigung des Himmels, wenn sie bei dem Trocknen der großen Frühlings- oder Herbstwasche gutes Wetter hat und in Folge dessen das Leinen hübsch weiß und trocken nach Hause bekommt. Ist die Wasche die erste, welche nach der Hochzeit stattfindet, dann unterlassen es die Wäscherinnen nicht, die junge Frau zu hänfeln, d. h. einen mit Bändern geschmückten Blumenstrauß an ihren Arm zu binden und dabei zu gratulieren, wogegen die Gehänfelte in der Regel gern bereit ist, den erhaltenen Wink zu befolgen und den Wäscherinnen ein angemessenes Geschenk zu verabreichen. Man glaubt nämlich in jedem glücklichen oder unglücklichen Anfang einer Berufsthätigkeit den glücklichen oder unglücklichen Ausgang des ganzen Unternehmens vorauszu sehen. Daher ist auch eine Braut, wenn sie zu der sogenannten Brautwasche gutes Wetter hat, nicht nur sehr froh, sondern

*) Westermanns Monatshefte 1868, S. 416.

läßt sich auch, wie überhaupt Jeder, der eine Erstlingsarbeit nach Wunsch vollbringt, meistens gern hänfeln.

Glück und Unglück waren bei unsern heidnischen Vorfahren nicht das Werk des sogenannten blinden Zufalls, sondern das vorhersehender hoher Gottheiten*). Auch waren sie keine unabänderlich feststehende Bestimmungen, sondern konnten je nach dem Verhalten des Menschen abgeändert werden (vergl. Grimmsmal, desgl. die Sage über Entstehung des Namens Longobarden). Zu diesem Verhalten gehörte unter Andern das Beobachten, Deuten und Befolgen der sogenannten Angänge; wer z. B. bei dem ersten Morgenausgang einen Raben erblickte, oder einen Wolf heulen hörte, durfte sich versichert halten, daß sein Vorhaben gelinge**); wer dagegen einen Hasen quer über seinen Weg laufen sah, oder einem alten Weibe begegnete und gab sein Vorhaben nicht auf, der hatte sich den üblen Ausgang seines Vorhabens selbst zuzuschreiben. Hatte nun das Unternehmen einen glücklichen Ausgang genommen, dann war es ein augenscheinlicher Beweis göttlichen Wohlwollens; dieses konnte auf keine angemessenere Weise zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, als durch einen Kranz, wie bei einer jungfräulichen Braut, oder durch einen Strauß, wie bei dem Hänfeln. Auch war es durchaus angemessen, dem Günstling der Götter zu gratulieren; denn der Glückwunsch war, wie der „guten Morgen“ und andere dergleichen Wünsche, ursprünglich nichts anderes als ein Gebet an die Götter. Dasselbe ist mit dem bei den Glücksspielen üblichen Daumenhalten der Fall, denn der Daumen war nach Grimm dem Glücks- und Wunschgott Wotan, der in vorliegender Beziehung Dsti genannt wird, geheiligt. Unstreitig hat nun aber auch der vom Glück Begünstigte es nicht unterlassen, sich den Mächten

*) S. Gautreksfage, Grimm 818 und Nornagesfage, Daf. 380.

***) Sigurdharkwida II. 20—22.

danfbar zu erweisen, die ihm das Glück zugewendet hatten, also den Göttern ein Dankopfer darzubringen, welches schon zur Zeit des Götterglaubens aus einem Geschenk an arme Menschen bestehen durfte.

Zu den vorhersehenden, hohen Gottheiten gehörte die Frouwa und Sippia. Sie waren Ideale einer Hausfrau und strafte diejenigen Frauen auf das Empfindlichste, die ihr Hauswesen, besonders das, was mit dem Flachs in Verbindung stand, nicht in gehöriger Ordnung hielten. Kommen sie doch selbst in verschiedenen Sagen und Märchen als Spinnerinnen und Wäscherinnen vor. Sie waren aber auch zugleich diejenigen Gottheiten, die, wie ihre Gatten, über Regen und Sonnenschein zu gebieten hatten. Den Menschen, denen sie abhold waren, schickten sie in geeigneten Fällen Regenwetter, den Günstlingen hingegen Sonnenschein. Aus diesem Grunde sprechen denn auch noch jetzt diejenigen Frauen, die in der Regel gutes Wetter beim Trocknen der Wasche haben, von Solchen mit einer gewissen Geringschätzung, denen in der Regel Regenwetter zu Theil wird; ist dieses bei der Brautwasche oder der ersten Wasche einer jungen Frau der Fall, dann wird es, gleich dem Regenwetter an dem Hochzeitstag, als ein Zeichen betrachtet, daß die Ehe keine glückliche wird.

XXIV.

Das gute Wetter.

Um gutes Wetter zu bekommen, ist es allgemeiner, wenn auch meistens nur scherzweise vorhandener Gebrauch, Alles rein aufzuzehren, was des Abends vor dem betreffenden Tage an Speisen auf den Tisch kommt.

Dieser Brauch hat unstreitig seinen Grund darin, daß unsere heidnischen Vorfahren, wenn sie gutes Wetter haben wollten, den wettermachenden Gottheiten ein Blittopfer darbrachten und bei den damit verbundenen Opfer-

schmäusen Alles in einem Grad aufzehrten, daß sie sogar die Nässe ausgeleckt zu haben scheinen*).

XXV.

Der Heerd des Hauses.

Tritt eine Magd ihren Dienst bei einer neuen Herrschaft an, dann wird sie von der Hausfrau, wenn diese ländlich, sittlich ist, dreimal um die Heerdstatt geführt. Es geschieht dieses, damit sich die Magd an das Haus gewöhnt und nicht unterläßt, ihre Schuldigkeit zu thun.

Bekommt Jemand von dem Hauspersonal das sog. böse Ding an den Finger, dann verordnet die Hausfrau dreimal um die Heerdstatt zu gehen und dabei jedes Mal zu sagen: „Hohlhang vertreib mir doch mein Nägelzwang“ (vergl. Grimm S. 46). Der Hohlhang ist ein Geräth, an welchem, wenn gekocht wird, der Topf hängt.

Ist ein Gemitter im Anzug, dann wird von der Hausfrau, um das Haus vor dem Blitzschlag zu sichern, ein zu diesem Zweck das ganze Jahr auf der Heerdstatt liegender Holzkloß angezündet und, wenn es sehr heftig zu werden droht, eine Anzahl geweihter Balsmen in das Feuer geworfen. Sodann kommt bei dem Pfänderspielen vor, daß der Heerd, oder was für die ältere Zeit dasselbe ist, der Ofen knieend angebetet wird. Es geschieht dieses seitens der betreffenden Jungfrau meistens mit den Worten:

„Lieber Ofen ich bete dich an,
Gieb mir doch bald ein Mann.“

Alle diese Bräuche lassen noch deutlich erkennen, daß der Heerd eine der Frouwa und dem Donar geweihte Opferstätte war (Gr. S. 56). Auf die Frouwa weist das an Alliteration streifende und somit aus alter Zeit stammende Gebet an den Hohlhang, auf Donar das Schuzmittel gegen Blitzschlag.

*) Grimm S. 41 und 49.

Bemerkenswerth ist noch, daß die Holzflöße an protestantischen Orten in der ersten Christnacht, an katholischen des Sonnabends vor Ostern angebrannt werden. An letzteren Orten bringt jede Familie einen Klotz auf den Kirchhof, wo alsdann ein Scheiterhaufen errichtet, von einem Geistlichen angezündet und geweiht wird.

XXVI.

Das tägliche Brod.

Nächst der Küche nimmt die Backstube im Wirkungskreis der Hausfrau die oberste Stelle ein. Ist das erforderliche Mehl mit Wasser und Sauerteig vermischt, um es gähren und säuern zu lassen, dann unterläßt sie es nicht, drei Kreuze auf die Masse zu zeichnen. Es geschieht dieses, damit das Brod nicht behezt werde.

Soll das Brod in den Backofen geschoben werden, dann wird der erste Leib mit drei Kreuzen oder durch ein anderes Merkmal kennbar gemacht.

Von diesem Brod erhalten die Menschen sobald sie krank werden ein Stückchen, weil es für besonders heilkräftig gilt. Es wird deshalb auch nicht eher aufgezehrt, bis es durch ein frisch gebackenes ersetzt ist.

Bei Tisch wird das Brod an das obere Ende der Tafel neben den Hausherrn gelegt, jedoch nie auf den Rücken und ohne ihm eine Unterlage zu geben.

Der Hausherr allein hat das Recht, das Brod anzuschneiden und übt dieses Recht vorschriftsmäßig aus, d. h. er theilt das Brod mitten durch, so daß es zwei gleiche Theile bildet. Der Schnitt selbst muß ganz gerade und glatt sein. „Der darf noch kein Brod anschneiden“, heißt eben so viel, als, der ist noch nicht sein eigener Herr.

Wird das Brod von einer unverheiratheten Person nicht vorschriftsmäßig angeschnitten, so muß dieselbe, auch wenn sie schon längst heirathsfähig ist, noch sieben Jahre

unverheirathet bleiben, d. h. es wird ihr diese Strafe angedroht.

Fällt ein Krümchen Brod unter den Tisch, so wird es alsbald wieder aufgehoben, kann es aber nicht gefunden werden, dann wird das Vater Unser dreimal gebetet.

Unter den Nahrungsmitteln, die Donar, als Gott des Ackerbaues, dem Landmann zu Theil werden ließ, stand unstreitig das Getreide in erster Reihe. Dieses hatte zur unabweissbaren Folge, daß man das aus dem Getreide bereite Brod nicht nur im Allgemeinen sehr in Ehren hielt, sondern auch den ersten Leib, welcher in den Backofen kam, dem glütigen Geber in der vorerwähnten Art weihte und zu Heilzwecken verwendete. Ja sogar der Backofen scheint eine dem Donar geweihte Stätte gewesen zu sein. Nämlich einstens hatte, so erzählt eine lebendige Sage, ein dreiläufiger Hase unter dem Gemeindebakofen des Dorfes Lischeld (Kreis Ziegenhain) seinen immerwährenden Sitz. Er wurde der Backhase genannt und von Jedermann mit scheuer Ehrfurcht behandelt. Jeden Abend während des Abendgeläutes hat der Hase seinen Sitz verlassen und ist unter die Gemeindelinde gegangen. Nachdem er hier einige Sprünge gethan, hat er sich wieder zurück unter den Backofen begeben.

Zur Erklärung dieser Sage muß daran erinnert werden, daß der in einer Menge Sagen auftretende, dreiläufige Hase ein mit dem lahmen Lanngioster oder Langrißnie zusammenfallender Stellvertreter Donars ist *), und dieser Gott in Beziehung auf das Gerichtswesen mit der Gemeindelinde, dieser alten Dorfgerichtsstätte, in nächster Beziehung stand **).

XXVII

Das Buttermachen.

Will die Hausfrau mit dem Buttern möglichst schnell fertig werden, dann legt sie ein rothes Stück Zeug unter

*) Giffiginning 21, Simiskwidha 36. — **) Giffiginning 15.

das Butterfaß, auch macht sie zu gleichem Zweck drei Kreuze an den Boden des Fasses.

Das Wesentliche des ersten Brauchs ist das Roth. Von ihm wissen wir bereits, daß es wie das Kreuz dem mächtigen Donar geweiht war, daß es somit dieser Gott gewesen sein muß, welcher einstens durch den einen oder andern Brauch angerufen wurde, das Geschäft des Butterns zu erleichtern. War nun auch hierzu Donar, als Vorsteher des Hauswesens, befugt, so ist doch dabei das Verhältniß nicht außer Acht zu lassen, in welchem Donar zu den Kühen stand.

Zur Zeit des Götterglaubens wurden alle Naturerscheinungen, gleichviel wo und in welcher Gestalt sie sich zeigten, für lebende Wesen gehalten*). Zu diesen Wesen gehören die Wolken, besonders die großen und dunklen, die bei einem Gewitter entstehen. Sie wurden als eine Heerde Kühe betrachtet**), die unter der Obhut Donars am Gewölbe des Himmels umherzogen***) und ihre Milch (den Regen) analog der Kuh Audumbra und der Ziege Heidrun†), den Bewohnern der Erde zu gute kommen ließen. Indem nun die Naturerscheinungen der Erde von den entsprechenden Erscheinungen des Himmels abstammend gedacht wurden, so war Alles, was von den Kühen der Erde herkam, besonders die Milch††), dem Donar geweiht. In dieser Weise hat der Volksglaube seinen Grund, daß eine durch den Blitzschlag entstandene Feuersbrunst nur mit Kuhmilch und Kuhjauche gelöscht werden könne. Auch das Bestreichen der Götterbilder mit Butter gehört hierher†††).

XXVIII.

Die Kühe.

Um die Kühe gegen Hexen, oder was hier dasselbe heißt, gegen Krankheiten zu schützen, wird ein Donnerkeil*†)

*) Gylfaginning 49. — **) Mannhardt, Germ. Mythen.

***) Grimm S. 151. — †) Gylfaginning 6 und 39.

††) Grimm S. 51. — †††) Das. S. 56. — *) Das. S. 1171.

oder ein Donnerhammer in den Kuhstall gelegt. Ist man nicht im Besitz eines dieser mit dem Mißnir zusammenfallenden Gegenstände, dann nimmt man Baldrian (Valeriana) und Dost (Origanum).

Leidet eine Kuh an Geburtsbeschwerden, dann wird sie mit einem erwärmten Donnerkeil bestrichen. Dasselbe geschieht bei krankhaft angeschwollenem Euter.

Eine besondere Art dieser Krankheit heißt, „vom Bul oder Waul geschossen.“ In diesem Falle muß sich die Viehmagd an drei aufeinander folgenden Tagesscheiden (des Morgens, des Abends und am nächsten Morgen) mit links aufgesetzter, dreimal glatt gestrichener Nachtmütze hinter die Kuh stellen, mit den Händen den Euter oben umspannen, alsdann abwärts streichen und hierauf eine Bewegung machen, als schleudere sie etwas Abscheuliches in den Mist. Diese Handlung muß dreimal wiederholt werden und zwar jedes Mal mit den Worten: „Bul ich jage dich fort im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Ein anderes hierhergehöriges Mittel besteht darin, drei brennende Eichenscheite im Wasser zu löschten und dieses alsdann dem kranken Thier vorzusetzen. Zu gleichem Zweck wird auch das Osterwasser verwendet.

Hat die Kuh endlich gefalbt, dann bekommt sie alsbald ein Butterbrod zu fressen, auf welches drei Kreuze gezeichnet sind, oder, was besser ist, diese Kreuze werden von unbesprochenen Kräutern gebildet. (Diese Kräuter werden am Tage der Himmelfahrt Christi von den Jungfrauen gesucht, ohne ein Wort dabei zu sprechen und ohne irgend Etwas zuvor genossen zu haben.)

Soll die eben entbundene Kuh schnell Milch geben, dann muß das Wasser, welches man zum ersten Getränk verwenden will, mit Bligesschnelle am nächsten Born oder Bach geholt und mit drei Pfötchen Roggenkörner, drei Stückchen von einer gelben Rübe und drei Samenkapfeln

derselben Rube vermischet, der Kuh vorgesezt werden. Anstatt der Roggenkörner nimmt man auch drei Keime von einem gebräuchten Besen, anstatt der gelben Rübenschnitten drei Messerspitzen voll Antritt (Schmuz von der Haustürschwelle). In den Eimer, in welchen dieser Trank gethan wird, legt man einen Käufekamm, ein Messer und eine Scheere, auch wohl einen Erbschlüssel.

Ist die Kuh ein Erstling, d. h. bekommt sie das erste Kalb, dann muß, wenn sie gerathen soll, eine reine Jungfrau die Kleider bis auf das Hemd ablegen, alle Bänder lösen, selbst das Haar fessellos machen, alsdann die Kuh melken und die erste Milch unter das erste Getränk thun, welches der Kuh vorgesezt wird. Ist Blut unter der Milch, dann wird die betreffende Kuh durch das Loch eines Donnerhammers gemolken. Ist sie aber brauchbar, dann macht die Melkerin zum Schutz gegen Hexen*) das Zeichen eines Kreuzes über den gefüllten Eimer, deckt diesen mit einer blauen Schürze zu und trägt ihn so aus dem Stall in die Milchammer. Bei dem Durchsiehen der Milch wird aus gleichem Grunde Bliß-, Truten- oder Hexenkraut (Lycopodium) auf das Seihetuch gelegt. Der Milchtopf selbst wird zuvor mit Gunrebe (Ajuga) und Quentel (Thimus) gereinigt.

Will sich die Kuh nicht melken lassen, dann wird ein einjähriger Sahl- oder Palmweidenzweig von der Gemarkungsgrenze stillschweigend geholt, und nachdem die Kuh dreimal damit über den Rücken geschlagen worden ist, in dem Stall aufbewahrt.

Wird die Kuh zum ersten Mal ausgetrieben, so legt man auf die Stallthürschwelle, über welche sie hinschreitet, eine Axt und einen gebräuchten Besen, jedoch so, daß die Schneide der Axt und die Keiser des Besens nach außen gerichtet sind. Kehrt die Kuh in den Stall zurück, dann werden zuvor beide Gegenstände auf die entgegengesetzte Weise gelegt.

*) Grimm S. 1026.

Alle diese Bräuche weisen mit der größten Sicherheit darauf hin, daß die Rube dem Donar geheiligt waren.

In Betracht der goldgehörnten Opferruhe, welche das Helgkied erwähnt, ist es beachtenswerth, daß auf Petri, also an einem Tag, welcher einstens dem Donar geweiht war, der Kuhhirt in sämtliche Kuhställe seines Dorfes geht, den Rügen die Spitzen der Hörner entweder absägt oder glättet und dafür von der Hausfrau mit Eier und Speck belohnt wird.

Auch in Betreff der Dachsen haben sich hierher gehörige Nachklänge erhalten.

Hat sich ein Mann auf eine übermäßige Weise mit Bändern und Blumen geschmückt, dann pflegt man zu sagen, „der ist gepugt wie ein Pfingstochse“. Diese Redensart hat ihren Grund in einem Brauch, welcher noch am Anfang dieses Jahrhunderts auf den in allen Gemarkungen vorhandenen Pfingstweiden oder Pfingstwiesen üblich gewesen sein soll. Gegenwärtig kommt er unseres Wissens nur noch in Minteln vor und besteht darin, daß zu Pfingsten ein schöner, fetter Daxse, von der Metzgerzunft bekränzt, durch alle Straßen der Stadt geführt und alsdann geschlachtet wird. Die jungen Zunftgenossen tragen bei diesem Umzug versilberte Beute und sammeln Geld, welches sie zu einem Schmaus verwenden. Alle diese Bräuche, so namentlich das Bekränzen, Umherführen, Schlachten und Verzehren des schönen Thieres, sind unverkennbar Ueberreste eines heidnischen Opfers*). Gebracht wurden diese Opfer dem Froh, welcher darum auch seinen nordischen Namen Freyr den Dachsen geliehen zu haben scheint**).

XXIX.

Die Schweine.

Soll ein Schwein zum ersten Mal auf die Weide getrieben werden, so schneidet man ihm einige Borsten vom

*) Grimm S. 41 und 48. — **) Das. S. 194.

Hinterkopf ab und legt dieselben über die Stallthüre. Auch läßt man das Schwein über eine blaue Schürze hinschreiten. Beide Bräuche haben den Zweck, daß das Schwein glücklich zurückkehrt. Findet ein Erntefest, genannt Kirmes, statt, dann schlachtet jede einigermaßen wohlhabende Familie ein Schweinchen, genannt Kirmesferkel. Die Kirmessen sind an die Stelle der alten Herbstopferfeste getreten und die Schweine waren dem Froh, als Gott der Fruchtbarkeit, geweiht. Es ist somit wahrscheinlich, daß der in Rede stehende Brauch ein Rest des alten Göttercultus ist. Hierfür spricht ganz besonders das Wort „Ferkel“, welches mit dem Wort Frischling der Bedeutung nach zusammenfällt und ein junges, dem Froh geweihtes Opferschwein bezeichnet*). Auch der Brauch, daß die sogenannten Spanferkel mit einem Kranz um die Stirne auf die Festtafel gesetzt werden, gehört hierher**).

Der Umstand, daß die Thieropfer festlich begangen wurden, läßt selbst in den bekannten Wurstsuppen den Rest eines Opferfestes erblicken, zumal da Erbsenbrei und Sauerkraut unerläßliche Gerichte dabei sind, und verummte Gestalten einen Tanz aufführen.

Endlich ist noch der heidnische Glaube zu erwähnen, daß es als ein Unglück drohendes Vorzeichen betrachtet wird, wenn Jemanden unterwegs eine Heerde Schweine entgegen kommt***).

XXX.

Die Schaaf.

In Betracht, daß die Kirmessen an die Stelle der Herbstopferfeste getreten sind, und die Hammel unter den Opfethieren aufgezählt werden †), ist es beachtenswerth, daß es in einigen Dörfern der Provinz Fulda, besonders

*) Grimm S. 44 u. 45. — **) Das. S. 195.

***) Das Lied von Siegfurd, dem Fasnistöbder.

†) Grimm S. 45.

zu Mannsbach (Kreis Hersfeld), Brauch ist, einen mit Blumen und Bändern geschmückten Hammel unter die Kirmeslinde zu bringen, daselbst zu schlachten und mit den Festgenossen gemeinschaftlich zu verzehren*).

Da der in Wegfall gekommene Zehnten an die Stelle der Opfer getreten ist**), so ist es ferner beachtenswerth, daß jedes Jahr zur Herbstzeit der zehnte Hammel an die Lehns- oder Gerichtsherrschaft abgegeben wurde.

Will eine Jungfrau erfahren, ob sie in dem bevorstehenden Jahre Braut wird, so geht sie zwischen elf und zwölf Uhr der Neujahrsnacht vor einen Schaafstall, blüßt alsdann zunächst ein Hammel, dann hat sie Aussicht, Braut zu werden, blüßt aber ein Schaaf, dann wird nichts aus der Heirath. Kommt einem Reisenden eine Heerde Schaaf entgegen, so wird ihm hierdurch ein freundlicher Empfang in Aussicht gestellt. Auch ist es bemerkenswerth, daß die heiteres Wetter ankündigenden kleinen weißen Wölfehen Schäfchen genannt werden.

Alles das läßt vermuthen, daß die Schaaf, besonders die männlichen, dem Froh, als Gott des Himmels, des Frohsinns, des Friedens, der Fruchtbarkeit und der Liebe, geweiht waren. Hierfür spricht auch noch der Glaube, daß, wenn zwischen Weihnachten und Neujahr gesponnen wird, die Schaaf die Drehkrankheit bekommen. In der genannten Zeit, oder richtiger gesagt, vom 25. December bis zum 25. Januar, hielt die Frauwa, die Schwester Frohs, einen Umzug in der Menschenwelt und strafte die, welche die heiligen Wölfe entweichten.

XXXI.

Die Gänse.

Bis zur Aufhebung des Lehnsverbandes fand eine besondere Abgabe, genannt Martinschoß, statt. Sie bestand

*) Grimm S. 41 und 48, besgl. Walther S. 699.

**) Grimm S. 37.

vorzugsweise in Gänsen und war den 11. November, an dem Geburtstag des heiligen Martin, fällig. Sodann war es noch vor wenigen Jahren allgemeiner Brauch, am gedachten Tage eine fette Gans, genannt Martinsgans, zu verzehren und aus der stärkeren oder schwächeren Noth des Brustknochens die Temperatur des bevorstehenden Winters zu prophezeien *). Ferner ist es nicht zu übersehen, daß der Martinstag da, wo keine Kirmeß stattgefunden hat, durch Tanzmusik, genannt Martinsabend, gefeiert wird.

Die Gänse oder, was in mythologischer Beziehung dasselbe bedeutet, die Schwäne waren den Idisen geheiligt. An der Spitze dieser Jungfrauen steht der mit einem langen Mantel und einem weißen Roß versehene Wuotan **); dieselben Attribute werden aber auch dem heiligen Martin beigelegt. Ziehen wir daher in Betracht, daß an die Stelle heidnischer Gottheiten christliche Heilige, an die Stelle heidnischer Feste christliche Feste, an die Stelle heidnischer Opfer christliche Abgaben getreten sind, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Martinsfeier, besonders der Martinschoß, mit dem Wuotanglauben zusammenhängt. Hierfür spricht auch, daß der November einstens Blotmonat (Opfermonat) genannt wurde, und das Verzehren der Martinsgans in einer Weise stattfindet, welche den Gutgenossen (den Theilnehmern am Opferschmauß) einen Blick in die Zukunft gewährt. Unter diesen Gesichtskreis fällt schließlich auch die Thatsache, daß die Gans, besonders der Gänser, als ein Wesen betrachtet wird, welches den Jungfrauen die bevorstehende Heirath zu verkündigen vermag. Zu diesem Zweck stellen sich die Jungfrauen in der Neujahrnacht zwischen 11 und 12 Uhr ganz nackt in einen Kreis und machen, nachdem sie zuvor einen Gänser mit verbundenen Augen mitten zwischen sich gestellt haben, eine drehende Bewegung. Diejenige, welche von dem sich ebenfalls in

*) Grimm S. 1067. — **) Das. S. 140—154.

Bewegung legenden Gänser am ersten berührt wird, hat das Glück, in dem nächsten Jahr einen Mann zu bekommen.

XXXII.

Die Hühner.

Will die Hausfrau, daß die Hühner ihre Eier nicht an einen fremden Ort legen, so streut sie am Neujahrsmorgen das Futter derselben entweder zwischen die Reiser eines Besens oder inmitten eines auf dem Fußboden angebrachten Kreises. Wünscht man Hühner oder Hähne zu bekommen, die jedes Jahr die Farbe der Federn wechseln, dann nimmt man diejenigen Eier zum Ausbrüten, die am Gründonnerstag gelegt worden sind.

An demselben Tage erheben die Pfarrherren diejenigen Eier, die ihre Pfarrkinder von jeder Heerdstatt als Abgabe zu entrichten haben und Gründonnerstags- oder Ostereier genannt werden. Diejenigen Ostereier, welche man den Kindern schenkt, werden als von Hasen gelegt bezeichnet und deshalb Haseneier genannt.

Es gibt Eier, denen die feste Kalkschale fehlt. Diese Eier werden Unglücks- oder Teufelseier genannt und zum Schutz gegen Blitzschlag über das Haus geworfen.

Eine von der Heerdstatt entrichtete, aber jetzt abgelöste Abgabe bestand in Hühnern, welche Fastnachts- oder Rauchhühner genannt und an die Lehnherrschaft, also an den ehemaligen Gerichtsherrn, entrichtet wurden *). Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß Hahn und Henne in gleicher Weise, wie Hammel und Schaf, den Jungfrauen wahrsagen.

Macht nun auch die scharfsinnige Untersuchung, welche Petersen in Betreff des Wiebelschmuckes angestellt hat, es sehr wahrscheinlich, daß die in Rede stehenden Thiere weniger mit Donar als mit dem Frohultus in Zusammen-

*) Walter S. 378. Petersen, Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern.

hang stehen*), so geht doch aus vorerwähnten Gebräuchen, Abgaben und Aberglauben der umgekehrte Fall hervor. Hierbei ist zu erwägen, daß Donar, gleich Froh, dem Gerichtswesen, der schönen Jahreszeit, der ehelichen Liebe und Fruchtbarkeit vorstand.

XXXIII.

Die Äpfel und Birnen.

Damit das Obst gut geräth, bindet man in der Neujahrnacht ein Strohseil um jeden Baum und wünscht dabei einen reichlichen Ertrag. Ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, dann macht man, um im nächsten Jahre abermals eine reiche Ernte zu bekommen, nicht alles Obst ab, sondern läßt etwas, wenn auch nur ein Stück, hängen.

Damit ein frisch gepflanztes Bäumchen ein reichlich tragender Baum wird, läßt man ihm alles Obst, was es zum ersten Mal trägt.

Unter den Weihnachtsgaben befinden sich regelmäßig Äpfel und getrocknete Birnen, genannt Högeln. Letztere werden am Högelsonntag (der erste Sonntag in der Fastenzeit) von Knaben gebettelt. In dem zu diesem Zweck hergesagten Reim wird im Verweigerungsfall Unfruchtbarkeit der Birnbäume angedroht.

Möchte die angehende Jungfrau gern erfahren, wie ihr zukünftiger Geliebter heißt, dann schält sie einen Apfel oder eine Birne und läßt die Schale, nachdem sie dieselbe dreimal rings um den Kopf geschwungen hat, rücklings zu Boden fallen, worauf sie aus der von der Schale angenommenen Gestalt den gewünschten Namen herausliest. Um sich gegen die Geburt von Zwillingen zu schützen, wird es von den Frauen und Jungfrauen ängstlich vermieden, Zwillingäpfel zu verspeisen.

Wahrscheinlich war dieses Obst den drei obersten

*) Petersen, Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, S. 48 zc.

Erntegöttern Wotan, Donar und Froh geweiht*). Für Wotan spricht die Sage von König Nerir; für Donar die Birnbäume, die beim Heidelbeeropfer vorkommen; für Froh die geschmückten Schweinsköpfe.

XXXIV.

Das Weißkraut.

Damit das Weißkraut gut geräth, begibt sich auf Jakobi die Frau, Tochter oder Magd des Hauses früh Morgens auf den Krautacker und spricht, auf demselben hin- und hergehend, nachstehenden Reim laut her:

„Jakob, Dickob,
Häber wie mei Kobb,
Bläcker wie mei Scherz,
Strint' wie mei Bee,
So hun ich doch mei Lebtag
Ke Kraut net geseh'.“

Um die Größe der Blätter anzudeuten, hält die Beschwörerin ihre Schürze mit beiden Händen möglichst weit auseinander und, um zu zeigen, von welcher Dicke die Strünke sein möchten, läßt sie ihre Beine durch Ausschürzen der Kleider sehen.

Das Weißkraut war dem Donar geweiht und wird noch jetzt den ersten Januar mit dem Bemerken allgemein genossen, daß es alsdann das ganze Jahr an dem nöthigen Geld nicht mangle. An die Stelle Donars ist, wie aus der Gestalt und Farbe nachstehender Pflanzen hervorgeht, der heilige Jakob getreten: a) Das Jakobs- oder große Kreuzkraut (*Senecio Jacobaea*), b) Jakobsleiter, blaues Sperrkraut (*Polemonium coeruleum*), c) Jakobsstab, roth blühender Sibisch (*Alcea rosea*), d) Jakobszwiebel, blauroth blühender Schnittlauch (*Allium Schoenoprasum*), wahrscheinlich derselbe Lauch, welcher von der Edda mehrfach erwähnt wird**). Die Zusammenstellung Donars mit

*) Grimm S. 51 und 143

**) Helgakvitha Hundnigsbana Fyri 7. Sigdrifumal 8.

St. Jakob ist schließlich daraus ersichtlich, daß die unter dem Schutze Donars stehenden Heidelbeeren nur bis Jakobi gepflückt werden, weil nach diesem Tage der Wul hinein- kommt und sie verdirbt. Der Wul ist, wie gesagt, eine Krankheit und gehört somit in den Kreis der menschen- feindlichen Mächte*), deren Ankunft mit der Stoppelzeit (s. o. Nr. V.), also nach Jakobi, ihren Anfang nahm.

XXXV.

Der Flachs.

Damit der Flachs gut geräth, wird an dem ersten Fastenabend Erbsenbrot und Schweinerippenfleisch gegessen. Die Knochen werden in den zur Aussaat bestimmten Lein- samen gesteckt und die Köpfe, in denen die Festspeise ge- kocht worden ist, zertrümmert. Da, wo sich dieser Opfer- brauch nicht vollständig erhalten hat, wirft wenigstens ein Freund und Nachbar dem andern einen Topf vor der Haus- thüre entzwei. Aus gleichem Grunde begießt man, wenn die erste Last Gras nach Hause gebracht wird, die Trägerin derselben gehörig mit Wasser.

Ist der Flachs gut gerathen, dann wird das Klupfen und Reffen desselben gewissermaßen festlich begangen. Die jungen Arbeiterinnen erscheinen besser gekleidet als sonst und werden des Mittags mit Weckemilch, des Nachmittags mit Kaffee und Kuchen gespeist. In der Weckemilch ist ein ungewöhnlich großer Brocken, genannt Brautbrocken, versteckt. Wer denselben bei dem Essen zufällig bekommt, hat Hoffnung, demnächst Braut zu werden. Derselbe Fall tritt auch bei derjenigen Jungfrau ein, die bei dem Reffen eine Samenkapsel, genannt Knoten, zufällig spießt.

Bei dem Reffen wird fortwährend gesungen oder gelacht; wo dieses nicht geschieht, verdirbt der Flachs bei dem Nösten.

Wie das Klupfen und Reffen, so muß auch das Brechen

*) Grimm S. 1106.

und Spinnen unter Gesang und Scherz geschehen. Bricht der Spinnerin der Faden, dann wird ihr von dem zunächst sitzenden Jüngling der Rocken genommen und nicht eher zurückgegeben, als bis sie allen anwesenden Jünglingen einen Kuß gegeben hat. Weigert sie sich, auf diese Weise den Rocken einzulösen, so wird derselbe entweder auf der Heerdstatt verbrannt oder auf einen Brunnenstock gesetzt.

Obgleich vorstehende Gebräuche im Allgemeinen Donar, als Vorsteher des Flachs und der mit demselben vorge- nommenen Arbeiten, erkennen lassen, so weist doch die Segnung des Leinsamens auf Froh hin, in seiner Eigen- schaft als Gott der Fruchtbarkeit. Der Flachs war bei unseren heidnischen Voreltern ein Gegenstand von so hohem Werth, daß sich zur Erntezeit desselben sämtliche Götter zu einem allgemeinen Freudenfest versammelten, zu welchem Donar den Brautkessel herbeischaffte*), und Loki, der Friedens- störer, nicht eingeladen wurde**).

XXXVI.

Das Getreide.

Um das Getreide zum Gedeihen zu bringen, zeichnet der Ackermann, wenn er im Frühling zum ersten Mal den Pflug in den Boden setzen will, ein Kreuz auf den Acker und läßt das Vieh mit dem Pflug darüber hingehen. Kehrt er nach Hause zurück, dann wird er, das Vieh und der Pflug mit Wasser begossen. Ist die Aussaat geschehen, so werden rings um das Saatsfeld nicht nur geweihte Pal- menzweige gesteckt (s. o. Nr. XXV.), sondern auch kirchliche Processionen mit Vorhertragung des Crucifixes vorgenommen (vergl. Grimm S. 96).

Geht man an einem Acker Korn in der Blüthezeit vorüber, dann zieht man, um sich gegen Zahnschmerzen und den Biß toller Hunde zu schützen, eine Aehre dreimal durch den Mund.

*) Hymnistwibba 38. — **) Degisbrecca,

Wird das Getreide geschnitten, dann kleidet man sich etwas besser, als sonst, und backt Krepfeln und andere Kuchen. Der Schaumburgische Gebrauch, auf jedem Acker ein Büschel Getreide stehen zu lassen und später auf entsprechende Weise abzumachen, ist schon von J. Grimm auf den Götterkultus zurückgeführt worden*). Ein ganz ähnlicher Brauch besteht im Kreis Biegenhain; die stehen gebliebenen Büschel knüpft man mit drei Knoten zusammen, und bleiben den Herrgottsvögeln zum Fraß überlassen.

Am Anfang dieses Jahrhunderts war es in ganz Hessen Brauch, auf jedem Acker eine Garbe des betreffenden Getreides stehen zu lassen. Waren die Felder außerdem abgeerntet, dann begann das mit Tanz verbundene Erntefest. Hierbei wurden jene Garben in festlicher Weise auf den Hof gefahren. Ueber den Garben schwebte hoch oben auf dem Wagen ein mit bunten Eiern und Bändern geschmückter Kranz, welcher Erntekranz hieß und nach dem Fest an einem geeigneten Ort aufbewahrt wurde. An die Stelle dieses fest nur noch in der Grafschaft Schaumburg üblichen Erntefestes ist unsere gewöhnliche Kirmes getreten. Sie findet nach der Ernte statt und wird der einzuladenden Gäste wegen an den verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten gefeiert. Auf welche Weise die Einladung hin und wieder erfolgt, mag nachstehendes Liedchen aus dem Schwalmgrund selbst sagen:

„Inse Kirmes zu Lohhuse
Es gewes de anger Woch,
Berem Johr, do hott se Flurke,
Des Johr ewer sol se doch;
Bier on Branntwei leit em Kessel,
Hengerm Schloß on hengerm Scheller,
Kommt doch jo, es werd soft gro (schimmlich),
Wof noch von de Sau es do**).“

In der Regel dauert die Kirmes drei Tage und

*) Grimm S. 142. — **) Die jetzige Fassung des Lieds ist zwar neu, aber das Lied war als solches schon früher vorhanden.

besteht in fast unaufhörlichem Essen und Trinken, Tanzen und Jubilieren. Sie ist deshalb auch dasjenige Fest, auf welches sich die Landleute das ganze Jahr freuen, die Bettler nicht ausgenommen, denn zu keiner Zeit fallen die Gaben reichlicher aus, als während der Kirmes.

Wie bei dem Einheimsen des Getreides von allen Arten eine Garbe auf dem Acker liegen gelassen wird, läßt man auch bei dem Dreschen eine Garbe zum Zweck des Ausdreschens zurück. Ist Alles gedroschen, dann wird ausgedroschen, d. h. die zurückgebliebenen Garben werden in bunter Reihe auf der Tenne ausgebreitet und unter Lachen und Scherzen gedroschen. Die Körner dieser Garben gehörten bis vor wenigen Jahrzehnten den Dreschern und wurden der Herrschaft für einen möglichst hohen Kaufpreis überlassen; außerdem erhielten die Drescher, dieses ist gegenwärtig noch überall Brauch, eine beträchtliche Anzahl großer Krepfeln und so viel Branntwein und Bier, als nöthig ist, um den ganzen Tag zu singen und zu jubilieren. Alle diese Bräuche haben im Götterglauben ihren Grund, besonders diejenigen, die sich an die Ernte heften. Das Erntefest an und für sich ist an die Stelle des großen Herbstopferfestes getreten, welches dem Wuotan, Donar und Froh gebracht wurde.

XXXVII.

Die Erbsen.

Um volle Schoten (eine reiche Ernte) zu bekommen, werden die Erbsen zur Zeit des Vollmonds gefäet. Um Streit in einem Hause hervorzurufen, wirft man eine Schote, in welcher sich neun Erbsen befinden müssen, im Angesicht der Hausbewohner über das Haus hin.

Von blatternarbigem Gesichtern sagt man: „Da hat der Teufel Erbsen drauf gedroschen.“ Ist die Kirmes zu Ende, dann wird sie begraben. Hierzu wird einer von den Burschen, welche die Kirmes veranstaltet haben, vom Wirbel bis zur Fußsohle in Erbsenstroh gehüllt und, einen Besen

in der Hand haltend, von Haus zu Haus geführt, um sich zum Zweck eines Schmauses Kuchen, Eier und Speck zu erbitten. Diese Gaben werden in eine Kibge gethan, welche der Erbsenstrohmänn auf dem Rücken hängen hat. Ist man mit dem Einsammeln fertig, dann wird an einen geeigneten Ort gezogen, um die Kirmes thatsächlich zu begraben. Bei diesem Aufzug stellt sich der Erbsenstrohmänn so an, als wolle er jeden Augenblick vor Schwäche umsinken. Die Musik spielt traurige Weisen und Alle, die den Trauerzug mitmachen, weinen scheinbar. Am Ort der Bestimmung angelangt, wird ein Loch in die Erde gehackt, und eine menschenähnliche Puppe nebst dem Besen, einer Flasche Brantwein und etwas Kuchen hineingethan. Ist das Loch wieder zugeschäufelt, dann wird das Erbsenstroh dem Burschen vom Leibe heruntergerissen und verbrannt. In dem Dorfe Speckswinkel findet das Begraben unter einer Eiche statt, von welcher es in der Vorbeschreibung zum Steuerkataster heißt, daß unter ihr vor alten Zeiten die Heiden ihren Abgott hängen gehabt und solchem gedient hätten. Diese alte Eiche ist später durch eine junge ersetzt worden, welche von den Speckswinklern fortwährend, wenn auch in einem geringeren Grad, für heilig gehalten wird.

Nach dem Glauben unserer heidnischen Voreltern mußten sich am Beginne des Winters die menschenfreundlichen Götter, bestegt von ihren Segnern, den menschenfeindlichen Riesen, in die Unterwelt zurückziehen. Unter diesen Göttern nahm Donar in seinem Verhältniß zu den Landbebauern die wichtigste Stelle ein. Dieser Gott ist es auch, welcher in dem Erbsenstrohmänn bildlich dargestellt wird; denn der Besen ist an die Stelle des Mißlnirs, welcher am Beginn des Winters in die Erde versenkt wird*), getreten, und die Eiche war dem Inhaber des Mißlnirs geweiht.

*) Thrymskvitha 9.

XXXVIII.

Die Linde.

Die Kirmes findet vorzugsweise unter der Gemeindelinde in einer Weise statt, daß rings um den Stamm derselben getanzt wird. Die älteste Kunde hiervon finden wir in dem oft erwähnten Kräuterbuch von Tragi aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Vor dem Jahr 1852, seit welcher Zeit der Gemeindediener Alles, was der Gemeinde bekannt gemacht werden soll, an verschiedenen Stellen des Dorfes ausruft, wurde die Gemeinde kurz vor oder nach dem Abendgeläute mittelst einer Kirchenglocke unter die Gemeindelinde versammelt. Die Bekanntmachung selbst wurde von dem Bürgermeister, welcher vor dem Jahr 1831 Grebe hieß, vorgenommen. Das Wort Grebe, Gräse oder Graue ist unser heutiges Graf und bedeutet nichts Anderes als Richter. Eine Erinnerung an diese Bedeutung der Dorfgreben hat sich in den alten Hals-, Arm- und Fuß-eisen erhalten, die man nicht selten an oder unter der Gemeindelinde alter Centgerichtsorte angebracht findet.

Ist die Kirmeslinde mit der Gerichtslinde eine und dieselbe, dann steht sie in der Regel vor alten Rathhäusern, ist sie dagegen von letzterer verschieden, dann ist sie auf einem sogenannten Gemeindepiaz vorhanden, wogegen die Gerichtslinde vor der Kirche zu stehen pflegt*). Die älteste Linde dieser Art stand vor dem großen Tempel zu Upsala, welcher den drei obersten Ernte- und Gerichtsgottheiten Odin, Thor und Freyr geheiligt war; unter der Linde wurde das Volksting gehalten.

XXXIX.

Die Bestrafung eines Diebes.

Ist ein Dieb nicht zu ermitteln, dann übt der Bestohlene das Richteramt selbst aus. Zu diesem Zweck schlägt er lange, eiserne Nägel in die Fußspur des Diebes

*) Vergl. Walther S. 700.

oder gräbt sie aus und hängt sie in den Rauchfang. Die eingeschlagenen Nägel bewirken, daß der Dieb eine schmerz-
hafte, mit dem Tod endende Fußkrankheit bekommt, und
der in den Rauch gehängte Fußtapfen hat für den Dieb
die Darre oder Auszehrung zur Folge*). Es ist ersichtlich,
daß beide Strafarten in das große Gebiet der Sympathie
gehören, deren Grund im Götterglauben liegt.

XL.

Die neun Unglücke.

Von einem Menschen, der zuweilen allerlei tolle
Streiche macht, pflegt man zu sagen: „Der hat alle neun
Unglücke“ oder „alle neun Teufel im Leib.“

Diese personificirten Unglücke erinnern an die neun
in das Geschlecht der teuflischen Miesen und Elben ge-
hörenden Krankheiten**); desgleichen an die neun Jung-
frauen, die, nach dem Fiölsvinnsmal gegen Krankheiten
angerufen, vom Christenthum zu teuflischen Wesen herab-
gedrückt wurden.

XLI.

Das Vertreiben der Krankheiten.

Um das Wundliegen zu verhüten, wird das Wasser,
welches man hierzu unter das Bett des Kranken zu stellen
pflegt, vor Sonnenaufgang stillschweigend und nüchtern aus
einem Bach oder Fluß geholt. Das Schöpfen desselben
findet gegen die Strömung und im Namen der heiligen
Dreifaltigkeit statt.

Besteht die Krankheit in der sogenannten Auszehrung,
dann kocht man drei Eier stillschweigend im Harn des
Kranken und steckt sie stillschweigend, nachdem jedes mit
einer kleinen Oeffnung versehen worden ist, Nachts zwischen
11 und 12 Uhr in einen Ameisenhaufen. Werden sie nach
Monatsfrist von den Ameisen verzehrt, so wird der Kranke
gesund, wo nicht, so muß er sterben.

*) Grimm S. 1047. — **) Das. S. 1106.

Ein anderes Mittel besteht darin, daß der Kranke
mit einem sogenannten Wunderdoktor Mittags zwischen 11
und 12 Uhr in den nächsten Wald unter eine hohle Eiche
geht. Währenddem er daselbst ein Gebet her sagt, wird
seine Krankheit seitens des Begleiters in den Baum ge-
bannt, jedoch auf eine bis jetzt noch nicht ermittelte Art.
Hilft das Mittel, dann darf der Genesene, wenn ihn die
Krankheit nicht aufs Neue überfallen soll, sich niemals in
der Nähe der Eiche blicken lassen.

Ist die Krankheit krebsartig, dann wird ein Kreuz-
spinnenstein auf die betreffende Stelle gelegt. Um einen
solchen Stein zu erhalten, nimmt man eine möglichst große
Kreuzspinne, thut sie in eine leere Schachtel und stellt diese
sieben Jahre an einen trocknen Ort; öffnet man alsdann
die Schachtel, so findet man anstatt der Spinne den ge-
wünschten Stein.

Ist die Krankheit innerlich, dann trinkt man eine
entsprechende Portion Osterwasser, oder nimmt eine den
Vermögensverhältnissen des Kranken entsprechende Masse
Wachs, gibt demselben die Gestalt eines Herzens und legt
es auf einen der Jungfrau Maria geweihten Altar, um
es von der Kirche zu geweihten Kerzen verwenden zu lassen.
Bei äußerlichen Krankheiten wird dem Wachs die Gestalt
des kranken Gliedes gegeben*).

Alle diese Mittel stehen mit dem Götterglauben in
so naher Verbindung, daß es überflüssig erscheint, ein
Weiteres darüber zu sagen. Hören wir jetzt, was Tragi
im zweiten Theile seines Kräuterbuches, Seite 65, in Be-
treff vorerwähnter Wachskerzen sagt:

„Damit das alt Lichtopfer nie gar auß der acht
komme, vollbringen sie dasselbig mit öhl und wächsenen
Kerzen, das Fette von den Thieren behalten sie (die Priester)
selbs wie ander Leut zur Speiß und notturst.“

*) Grimm S. 1047.

Am Osterabend facht das Brennopfer am ersten an, das geschieht also, ein new Fehr wird angezündt, und das alt vertilgt, dazu bereit man ein grosser wechsenen stock, mit Weyrauch besteckt, denselben nent man den Heiligen Osterstock, vrsach, er wurd wol besungen, belesen, gewehet, mit den Glocken beleuttet, angezündet, vnd zum dritten mal ins frisch kalt Tauffwasser, mit etlichen gesängen eingedünkt zu einem gewissen zeichen, daß die Krafft des H. Geistes durch solche geübte Ceremonien heraber ins Wasser werd steigen vnd das geschieht jährlich in allen Tempeln, alsdann fahrt man von newem an zu leuttten vnd Gott zu loben vnd mit einer Procession die Heiligen zu rühmen vnd zu bitten, alsdann theilen die Priester das gesegnet Fehr oder Licht, sampt dem newen gesegneten heyligen Tauffwasser vnder die Leut, die tragens verwarlich in ihre Häuser, soll gut sein für die böse gespenst, Zauberey, vnd für mancherlei ohngefelle, solches ist ohngefehrlich das brenn oder Lichtopffer der Teutschen in ihren Tempeln, mit öhl und Wachstlichtern angestellet werden."

XLII.

Das Sterben und die Seele.

Ist ein Familienglied soeben verschieden, so wird jede laute Aeußerung des Schmerzes eine Zeit lang gewaltsam zurückgehalten. Es geschieht dieses, weil man glaubt, das Weinen der Hinterbliebenen erschwere es der vom Diefftsit geschiedenen Seele, das Jenfftsit zu gewinnen. Dieser Glaube bildet einen wesentlichen Theil des nordischen dritten Helgiliedes*) und darf demzufolge als heidnisch bezeichnet werden. Auch findet er sich in einem mythologischen Heim scharf ausgedrückt, welchen oberheffische Bettelkinder statt eines Gebets hersagen und wir hier folgen lassen wollen:

*) Helgakvitha II. 43.

„Zu Seeburg, in dem Land voll Stein
Hört zu, was sich begiebt,
Einem Weibchen starb sein Kindelein,
Das sie so sehr geliebt.
Einst ging sie in das Feld hinein,
Die Thränenfluth zu lindern,
Da sah sie auf dem Blumenfeld,
Viel schöne weiße Kinder,
Mit Himmelskleidern angethan,
Mit Himmelsglanz vermehret,
(Hier scheint etwas zu fehlen).
Und als sie da ihr Kindelein sah,
Da that sie schneller laufen:
Mein liebes Kind, was machst du da,
Daß du nicht bist beim Haufen?
Hier trage ich ein Krügelein,
Da sammel ich enre Thränen ein.
Hört ihr mit eurem Weinen auf,
So komm' ich auch zu diesem Hauf."

Der Inhalt dieses Gebetes kommt auch als Sage in Oberheffen vor und zwar mit einigen Zügen, die derselben Erzählung von Frau Bertha fehlen*). Nämlich Frau Holle, wohnend an einem himmlisch schönen, von einem hohen Baun umgebenen Ort, führt die Kinder, deren es so viele sind, daß sie gar nicht gezählt werden können, im Lande umher. Kommt sie vor ihrer Wohnung an, so erhebt sie sich mit ihrer Schaar in die Luft und verschwindet jenseits des Baunes.

XLIII.

Das Berühren der Sachen nach dem Tode.

Das erste Geschäft, welches, nachdem ein Mensch gestorben ist, von den Hinterbliebenen vorgenommen zu werden pflegt, besteht darin, alles anzurühren oder in Bewegung zu setzen, was an todten und lebendigen Dingen im Trauerhause vorhanden ist. Selbst die Früchte auf dem

*) Grimm S. 884 u. 885.

Boden, die Getränke im Keller sind hiervon nicht ausgenommen.

Ob und in wiefern dieser Gebrauch mit dem Götterglauben im Zusammenhang steht, ist noch nicht hinlänglich ermittelt, nur so viel ist gewiß, daß er stattfindet, weil man glaubt, die betreffenden Gegenstände würden im Unterlassungsfall verderben.

Vielleicht haben wir den Nest einer Feier vor uns, die einstens zu Ehren des in das Haus eingekehrten Todes stattgefunden haben mag. Nämlich der Tod war unsern heidnischen Voreltern ein persönlicher menschenfreundlicher Diener der Götter. Sein Amt bestand darin, die Seelen der Verstorbenen abzuholen, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu geleiten. Das Christenthum machte ihn zu einem menschenfeindlichen, gespenstigen Wesen und gab ihm den Namen Sensemännchen oder Meister Klapperbein. In den letzten Jahrhunderten wird jedoch seiner wieder in freundlicher Beziehung gedacht, d. h. er wird als Freund Sein bezeichnet.

XLIV.

Das Anzünden eines Lichts bei einer Leiche.

Sobald die Sonne untergegangen ist, wird in dem Zimmer, in welchem die Leiche eines Menschen liegt, ein Licht hingestellt und die ganze Nacht brennend erhalten. Erlischt es zufällig, so ist dies ein Zeichen, daß sehr bald wieder ein Glied der betreffenden Familie stirbt. Aus diesem Grunde wird es auch am nächsten Morgen nicht ausgeblasen, sondern so lange brennen gelassen, bis es von selbst erlischt.

Der jetzt nur noch leise nachklingende Zweck des brennenden Lichtes bestand nach dem Sturz des Götterglaubens darin, das Wesen zurückzuschrecken, welches nach jenem Glauben die Seele des Verstorbenen abholte, um sie nach Asgard oder Helheim zu geleiten.

„Es haben die Alten vermeint, heißt es im Kräuterbuch des H. Tragus, II. Theil S. 6, wo Feuer sey, daselbst vermögen die bösen Geister nichts schaffen, umb deswillen haben sie bei ihren abgestorbenen Leichen, bis daß sie zur Erde bestattet werden, Feuer und brennende Lichter wollen haben und wiewol die Alten solches ohn grund der heiligen geschriffte angericht, sind doch Christen vil (wie die Affen) nachgefahren, haben diesen Brauch gelobt, und zuletzt für ein verdienstlich gut Werk, darauß dann unzählbare superstitiones und mißbrauch erfolget, lassen ausrufen und bei allen Ceremonien Lichter brennen. Und darmit ich der närrischen superstitiones und mißbrauch einer gedente, so haben etliche der Teutschen sonderlich im Waßgau einen solchen Glauben und zuversicht, sobald ein Viehsterben einher felt, vermöge dasselbig durch kein ander mittel abgeschafft werden, es werde dann ein Nothfeuer angezogen, das bringen sie aus durrem Eichen Holz mit nothgezwang einer Stange zu wege, dieselbig muß man auff dem durren Eichen Holz mit gewalt, wie ein Schleiffstein, herumher treiben, und ist solche stang auff beiden seitten der vndersten Hölzer mit Ketten angebunden, daß sie keineswegs mag weichen und so man gemelte gebundene stang ein zeitlang mit arbeit umbtreibet, so kommt nach viler bewegung erstmals eine große Hitze, nach der Hitze folget ein Rauch und nach dem Rauch entzündet sich das Nothfeuer das empfahet man mit andacht und großer reverenz in Sunder und anders. Auff solche gezwungene Nothfeuer sind etliche Jungfrauen blosses Leibes mit etlichen Ceremonien ordinirt und bestellt, tragen bloße Schwerter in ihren Händen, dazu sprechen sie ihre reimen und Spruch, alsbald darnach würdt ein grosses Feuer angezündet mit villem Holz, zu stund treibet man das Vieh mit ernst und andacht durch das errungen Nothfeuer, guter Hoffnung und zuversicht, der vnfall und Viehsterben soll dadurch gewendet werden und wie dieß Volk glaubet, also geschiehet etwan. Man muß

aber vorhin, ehe das Nothfeuer gemacht ist, alle andere Feuer in Dorff und Flecken, als unflüchtig und schädlich, mit Wasser ausleschen und so jemand's diß gebot überführe, der würd hart gebüßet. Dieser und dergleichen superstition haben die Christen viel, als Fremdenfeuer, Johannisfeuer, Kerzenfeuer und anders."

XLV.

Die Hand eines Todten als Heilmittel.

Hat Jemand eine Geschwulst am Hals, einen s. g. Kropf, so geht er, um das Uebel zu beseitigen, an drei Tagescheiden, d. h. des Morgens früh, des Abends spät und am nächstfolgenden Morgen stillschweigend in das Trauerhaus und streicht mit der rechten Hand des Todten dreimal über die Geschwulst hin.

Unverkennbar steht dieser Gebrauch mit dem weiter unten zur Besprechung kommenden Aberglauben in Verbindung, demgemäß diejenigen Menschen bald nachher sterben müssen, deren Namenszug im Grabe vermodert.

XLVI.

Die Leichenweihe.

An vielen Orten ist es gebräuchlich, die Leichen unter anderem dadurch zu weihen, daß man ein Kreuz auf ihre Brust oder zwischen die gefalteten Hände legt. An anderen Orten wird ein Kreuz eine Zeit lang auf den Sarg gestellt. Sodann kommt es vor, daß auf den Sargdeckel zwischen dem s. g. Beschlag Blechstücke in Kreuzesgestalt von blauer oder rother Farbe befestigt werden, um mit in das Grab zu kommen. Obgleich wir nicht behaupten wollen, diese Bräuche seien heidnischen Ursprungs, so glauben wir doch, daran erinnern zu müssen, daß schon bei unsern heidnischen Voreltern ein ganz ähnlicher Brauch bestand. Er bestand, wie J. Grimm erwähnt, darin, daß die Leichen

mit dem Hammer Donars geweiht wurden*). Die Gestalt dieses Hammers entsprach aber der eines Kreuzes**). In diesem Mythos dürfte denn auch der Gebrauch seinen Grund haben, die beim Machen des Grabes benutzten Werkzeuge in Kreuzesgestalt bis zur Ankunft der Leiche auf das Grab zu legen.

XLVII.

Die Beerdigung eines Kindes.

Ein Kind, welches kein Jahr alt geworden ist, muß bei seiner Beerdigung von einer weiblichen Person auf den Friedhof getragen werden. Nachdem ihr der Todtengräber den Sarg vom Kopf herab genommen und in das Grab gelegt hat, nähert sie sich rücklings dem Grabe, um den Kegel durch eine entsprechende Kopfbewegung auf den Sarg hinabfallen zu lassen. Gelingt dieses nicht, was jedoch selten der Fall ist, und der Kegel fällt neben das Grab, so entsteht unter den Leidtragenden eine ganz besondere Trauer, denn man glaubt, das Kind finde nun die erforderliche Ruhe nicht. Der Kegel besteht in einem weißen, franzähnlich zusammengelegten Tuche, mit welchem das Kind vor dem Tode in naher Berührung gestanden hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch dieser Brauch ein Nachhall der vorchristlichen, mit Opfer begleiteten Leichenfeier ist***). Hierfür spricht noch besonders der Umstand, daß sich die Sargträgerin rücklings dem Grabe nahen muß.

XLVIII.

Das Betttuch einer verstorbenen Wöchnerin.

Beerdigt man eine Wöchnerin, so wird das Betttuch, auf welchem der Tod erfolgte, über das Grab hingebreitet und mit vier Spiesen an den Boden befestigt. Dasselbe

*) Gylfaginning 49. — **) Grimm S. 164 u. 165.

***) Das. S. 48.

geschieht mit der Windel, wenn ein Kind stirbt, das noch keine vier Wochen alt ist. Bettuch und Windel bleiben zum Vermodern auf dem Grabe liegen.

Es ist unverkennbar, daß auch dieser Brauch mit dem Götterglauben in Verbindung steht und als ein Opfer bezeichnet werden darf, welches einer der betreffenden Göttheiten, besonders Donar gebracht wurde.

Nachstehende Sage, die man sich im Dorfe Schönstadt erzählt, wird dieses bestätigen:

„Eine Dirne wettete mit ihren Spinnstubengenossen, das Tuch vom Grabe hinwegzuholen. Auf dem Todtenhofe angelangt, bemerkte sie neben einem Baum einen himmelhohen, grauen Mann, der sein Haupt mit einer kleinen Mütze bedeckt hatte. Denselben mißachtend, nahm die Dirne nicht nur das Tuch vom Grabe hinweg, sondern schritt auch zu dem Manne hinan und bemächtigte sich seiner Mütze. Kaum war sie jedoch in der Spinnstube wieder angelangt, als der Beraubte am Fenster klopfte und die Rückgabe seines Eigenthums forderte. Schnell wurden Tuch und Mütze an einer Stange befestigt und dem unheimlichen Manne von den Burschen aus dem Fenster gereicht. Jener verlangte jedoch, die Dirne solle ihm die Sachen selbst einhändigen. Bleich vor Angst that sie es, erhielt aber einen Schlag in den Nacken, daß sie todt zu Boden stürzte.“

XLIX.

Das Bett einer verstorbenen Wöchnerin.

Das Bett einer beerdigten Wöchnerin wird jeden Morgen frisch gemacht und die Wiege des Kindes bleibt, wenn dieses am Leben geblieben ist, während jener Zeit vor dem Bette stehen. Es herrscht nämlich der Glaube, die Verstorbene komme vier Wochen lang jede Nacht zwischen 11 und 12 Uhr zu ihrem Bett, um von da ihr Kind zu

betrachten*). Vielleicht ist aus diesem mythologischen Glauben**) der bis jetzt unerklärte Rechtsbrauch entstanden, nicht eher als vier Wochen nach dem Tode des Testators das Testament zu öffnen und Veränderungen mit der Hinterlassenschaft vorzunehmen.

L.

Die Mitbeerdigung der Namenszüge.

Es ist allgemeiner Brauch, Namen lebendiger Personen und Kleidungsstücke, welche diese getragen haben, nicht mit in das Grab kommen zu lassen, und zwar weil man glaubt, daß der entgegengesetzte Fall die Darre oder Auszehrung der betreffenden Person zur Folge habe. Dieser Fall glaubt man, trete besonders alsdann ein, wenn ein Schweißtuch oder ein Tropfen Blut mit in das Grab kommt. Wird der Familienname oder nur der erste Buchstabe desselben mit beerdigt, so glaubt man, die ganze Familie stirbe binnen Kurzem an jener Krankheit aus.

Worin alles das seinen Grund hat, ist noch nicht hinlänglich aufgeheilt. Soviel ist indessen gewiß, erstens, daß die Namen unserer Urvordern, weil sie die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Person ausdrückten***), das Wesen derselben gleichsam in sich schlossen, und zweitens, daß alles, was den Helweg betrat, der Todesgöttin verfallen war, und hierzu scheint man die Personen zu rechnen, von denen ein Theilchen ihres Schweißes oder Blutes an den beerdigten Sachen klebt. Wahrscheinlich galten ein oder mehrere Buchstaben des Namens im Sinne der Runen für die damit bezeichnete Person, und zwar weil der Sinnäher oder Zeichner während der Verfertigung an die betreffende Person hatte denken müssen. Demnach könnte der Schwerpunkt des in Rede stehenden Brauchs darin liegen, daß, wenn eine Handlung begangen wird,

*) Grimms Märchen Nr. 11. — **) Selgakwidja 39.

***) Weinholt, Deutsche Frauen im Mittelalter, S. 1—2.

bei der man eine gewisse Person fest in seinen Sinn faßt, die Handlung dadurch auf diese Person Einfluß bekommt, sie als ihren Inhalt in sich schleßt. So wird z. B. ein Kleidungsstück unter gewissen Bedingungen durchgeprügelt, im Glauben, daß eine entfernte Person, an welche der Prügelnde im Augenblick denkt, die Prügel empfände.

Zur Bestätigung des Besagten möge es gestattet sein, hier zwei Erzählungen folgen zu lassen, die in der Geschichte der Jungfrauen des Klosters Wisbeck verzeichnet sind:

„Gilika Prösin von einem nahen Dorf hatte der Kloster Schwester Hasela etwas Zauberisches ins Geflochte gethan. Diese wurde davon wahnsinnig, sodaß sie durch die Hausthür kopfüber Räder schlug. Sie konnte weder ruhig stehen, noch liegen, noch sitzen, noch schlafen, Tage und Nächte wurde sie grausam umhergetrieben. Da kam aus der Insel Vater Modestus mit einem großen Noche und befahl der Hasela, sich zu Bett zu legen und einen Trank von ihm zu nehmen, worauf sie stark schwitzte. Dann nahm er das Gewand, in welchem sie geschwitzt hatte, umwickelte seinen Rock damit und legte es zusammengefaltet auf die untere Schwelle unserer Kirche. Dann prügelte er stark darauf los, öfters dazu sprechend: so soll Gott dich Gistmischerin züchtigen! Bald schickt vom nahen Dorfe Gilika ihre Mutter und bittet durch sie kniefällig, daß er um Gottes, der heiligen Jungfrau und Sanct Johannes willen aufhören möchte zu prügeln. Sie sei jetzt genug gezüchtigt und könne mehr Schläge nicht aushalten.“

„Für wahr erzählte mir ein Klosterbruder von adliger Abkunft, sein Bruder sei einst mit anderen bei schönem Wetter auf dem Rheine gefahren. Während des Gesprächs mit den Gefährten erblickt einer derselben, ein junger Kaufmann, am Ufer einen Schaafhirten, der nahe einem Wäldchen seine Heerde weidete, aber ruhig schlief, ebenso seine Hunde. Der Kaufmann sagt also (für einen solchen gab er sich aus): „Wenn es den Herren gefällt, will ich

ein sonderbares Schauspiel bewirken“, und deutet dabei auf den Schaafhirten. Hierauf murmelt er einige Worte in seinen Hut und macht verschiedene Gestikulationen. Da bricht sehr rasch ein Wolf aus dem Wäldchen und läuft mit einem geraubten Schaaf davon. Die Hunde verfolgen ihn bellend. Der Hirt aber erwacht und argwöhnt Zauberkünste. Um List mit List zu vergelten, dreht er das Ränzchen, auf dem er geschlafen hatte, auf die andere Seite, holt einen dicken Prügel, den er zu seinem Schutz im Hirtenhause hatte, herbei und zerschlägt damit arg das Ränzchen. Der Kaufmann, die Schläge fühlend, bat die Genossen, ihn so schnell als möglich ans Ufer zu setzen, um den Schaafhirten zufrieden zu stellen, sonst sei es um sein Leben geschehen.“

LI.

Das Trauermahl.

Den Schluß aller bei Leichenbegängnissen stattfindenden Bräuche bildet das Trauermahl. Es wird von den Verwandten, Freunden und Nachbarn im Trauerhaus eingenommen und Leid genannt. In den Städten besteht es regelmäßig aus Brod, Butter, Wurst, Branntwein, Kaffee und Backwerk, auf den Dörfern hingegen in einem vollständigen, warmen Essen. Je größer und kostspieliger das Leid ist, desto größer ist die Ehre, welche man dem Verstorbenen zu erweisen glaubt; aus diesem Grunde wird denn auch schon die Leiche und der Sarg entsprechend geschmückt. Schwere Unbill, die der Verstorbene im Leben von seinen Angehörigen erdulden mußte, werden diesen eher verziehen, als wenn sie es aus Sparsamkeit unterlassen, die Hülle des Todten angemessen zu ehren, besonders ein entsprechendes Leid zu veranstalten.

Alles das war nun, weil das natürliche Gefühl des Menschen es forderte, zur Zeit des Götterglaubens im größten Maaße üblich und bildete einen wesentlichen Theil

des Cultus. Je größer das Todtenopfer, oder was dasselbe heißt, die Hingabe war, welche zu Ehren des Verstorbenen bei dessen Leichenbegängniß stattfand, desto ehrenvoller war die Aufnahme und Bewirthung des abgeschiedenen Geistes im Jenseits.

Schlußbemerkung.

Es muß auffallend erscheinen, daß sich fast alle Gebräuche auf Donar beziehen; es hat dieses darin seinen Grund, daß über $\frac{9}{10}$ der Hessen, ja aller Deutschen, als dem Stand der Frilinge angehörig, einstens in Donar ihren Haupt- und eigentlichen Standesgott verehrten.

XII.

Der hessischen Familiengeschichte *).

2) Hoffisches Beneficium zu Gelnhausen.

Die Wittwe des Amtmanns Radefeld, Louise, geborene Hoff zu Gelnhausen, hat in ihrem am 9. Juni 1838 bei dem dasigen Justizamte errichteten Testamente ihren, in ungefähr 33000 fl. bestehenden Nachlaß (mit Ausnahme einiger Legate) zur Unterstützung der dasigen Armen und zu einem Beneficium für Studirende ausgesetzt. Aus dem nachstehenden Testament geht hervor, daß das Beneficium zunächst an Blutsverwandte der Stifterin verabreicht werden soll, und in deren Ermangelung an arme Individuen, welche aus Gelnhausen gebürtig und daselbst wohnhaft sind. Dasselbe beträgt für Blutsverwandte 400 fl., für Fremde 200 fl. jährlich nach den näheren Bestimmungen im Testamente.

*) Siehe oben S. 87.

Die Verwaltung hat der jedesmalige erste evangelische Pfarrer zu Gelnhausen.

Die von der Wittwe Radefeld in Gelnhausen errichtete Stiftung, unter dem Namen „Hoffische Stiftung“, betreffend.

In Gottes Namen!

„Da ich, Louise Radefeld, geb. Hoff, weder Kinder, noch Geschwister mehr am Leben habe, so will ich über meinen dereinstigen Nachlaß hiermit testiren und bestimme deshalb: Meine einzige Erbin soll sein eine von mir hiermit errichtet werdende und nach meinem Tode ins Leben tretende milde Stiftung (pia causa), welche einen doppelten Zweck hat, nämlich

- 1) Arme aus dieser Stiftung zu unterstützen und
- 2) ein für Studirende zu verabsolgendes Stipendium zu begründen.“

„Diese von mir angeordnete milde Stiftung wird repräsentirt, bezw. die Verwaltung des Vermögens dieser Anstalt geführt durch den jedesmaligen ersten evangelischen Prediger in Gelnhausen, und namentlich nach meinem Ableben durch den jetzigen ersten Prediger Pfarrer Manns. Sollte diese Stiftung nicht allein durch meinen Willen bestehen können, sondern zu deren Fortbestand, resp. zu deren Entstehung die Genehmigung des Staates oder dessen Oberhauptes notwendig sein, so ist der Repräsentant, bezw. Executor meines Testaments, gehalten, das deshalb Nöthige zu wahren und der Stiftung Bestand zu verschaffen.“

„Der erste Zweck meiner Stiftung, nämlich die Unterstützung der Armen, soll wie folgt verwirklicht werden: Die Zinsen von meinem Nachlasse, insoweit sie nicht zu dem Stipendium für die Studirenden verwendet werden, sollen alljährlich unter vierundzwanzig Personen beiderlei Geschlechts, welche zu den ältesten und ärmsten Leuten